

# TECHNIK UND KULTUR



30. JAHRGANG

BERLIN, 30. APRIL 1939

Nr. 4, S. 49—64



DIE ZEITSCHRIFT DER DEUTSCHEN DIPLOM-INGENIEURE

## Inhalt:

Grenzen der Technik . . . . .	49—52	Zu alt? . . . . .	60—62
Die Bedeutung der Familienforschung für den einzelnen und für die Gesamtheit des Volkes	52—58	Literatur: Neue Bücher . . . . .	63—64
Pro und Contra . . . . .	58—60	Zeitschriften . . . . .	64

Dr. Theodor Heinrich Mayer:

## Grenzen der Technik

Eine wirkliche Technik in unserem Sinn gibt es wohl erst seit hundert Jahren, als die erste „krafterzeugende“ Maschine, die Dampfmaschine, ihren Siegeszug begann, denn jetzt erst besaß man eine verhältnismäßig leicht und billig, und vor allem an jedem Ort zu gewinnende Kraft, die wieder unzählige Maschinen anderer Art in Bewegung setzen konnte. Vierzig Jahre später kamen als „Kraft“maschinen die Dynamos dazu, um die Jahrhundertwende die Explosionsmotoren. Die Wasserkraftmaschinen, die Turbinen, heute wohl dem Kraftausmaß nach die gewaltigsten aller Maschinen, dienen fast ausschließlich der Erzeugung elektrischer Kraft, die hier also das Zwischenglied zwischen einer unmittelbar als „Naturkraft“ anzusprechenden Energie und ihrer Gebrauchsform für menschliche Zwecke bildet.

Wir haben hier etwas ausgiebig mit Anführungszeichen operiert, denn der Name „Kraftmaschine“ oder „krafterzeugende Maschine“ ist eine unrichtige Bezeichnung, wir besitzen keine Maschinen und werden nie welche besitzen, die aus sich heraus Kraft schaffen — das Wesen dieser Maschinen besteht darin, bereits vorhandene, offene oder gebundene Kräfte so umzuwandeln, daß sie zu allgemeinem und bequemem Gebrauch taugen.

Nur bei den Kräften, die vom Leben herkommen, also zum Beispiel der Kraft unserer Muskeln tritt die Umformung der Energien nicht mehr so ganz deutlich zutage, und athletische Rekordleistungen scheinen (nach unseren heutigen Erkenntnissen) in starkem Mißverhältnis zu den mit der Nahrung zugeführten Energien zu stehen. Vollends geheimnisvoll aber wirken die geistigen Kräfte, der Wille des Menschen hat so gut wie keinen Verbrauch materieller Energien und hat doch von einem Tag zum andern das Antlitz der Welt gewandelt, auch unsere gesamte Technik ist eine Auswirkung seiner erkennenden und schaffenden Kräfte.

In den hundert Jahren, die unsere heutige Technik besteht, hat sie im Leben der Menschen die ungeheuerlichste Umwälzung gebracht, die seit Anbeginn der Menschheitsgeschichte zu verzeichnen ist. Und auch die unerwartetste: selbst der genialste Phantast hätte bis 1800 keine der heutigen technischen Errungenschaften (bis auf eine!) auch nur in leisester Annäherung erfassen können, soweit jenseits alles Hoffens und Wollens, Wünschens und Träumens lagen sie. Freilich, in der einen Ausnahme birgt sich

auch das tiefste Wesen des Menschen, der in die Welt gestellt ist, um stets zur Höhe zu drängen, das Höchste zu ersehnen: in der Luftschiffahrt hat die Phantasie früherer Zeiten Leistungen vorweggenommen, die selbst unsere heutige Technik nicht erfüllen konnte und von denen sie nach den ersten vergeblichen Versuchen sich wieder abkehrte. Die Raumschiffahrt scheint jenseits unserer heutigen technischen Möglichkeiten zu liegen.

Den Weg vom Begrenzten ins Grenzlose hat der Mensch noch nicht beschreiten können.

Aber sind ihm im Begrenzten, im Bereich unserer Erde Schranken gesetzt? Wird sich das sinnfälligste Symbol seiner Gewalt über die Kräfte der Erde, die Technik, ohne jede Hemmung weiter entfalten können? Wo liegt der Zielpunkt, über den hinaus auch der stärkste Wille des stärksten Menschen mit den vollkommensten und stärksten Maschinen nicht mehr vorzustößen vermag?

Die Entwicklung der Technik in diesen letzten hundert Jahren grenzt ans Unvorstellbare. Dabei handelt es sich hier nicht um eine Evolution von einem Punkt aus, immer wieder wird Neuland erschlossen, das selbst für einen technisch hochgebildeten Menschen jenseits alles Ahnens liegt. Kein phantastischer Dichter hat das Funkwesen oder gar das Fernsehen vorgeahnt, zu weit jenseits aller auch nur traumhaften Möglichkeiten lag es. Aber heute ist der Funk eine Alltäglichkeit, und das Fernsehen wird es schon morgen sein. Und die Weiterentwicklung schreitet nicht in ruhigem Rhythmus fort, nach kurzen Pausen überstürzt sie sich immer wieder, übertourt sich wohl eine kleine Weile wie eine leerlaufende Maschine und scheint an der eigenen Kraft zu zerbrechen, rafft sich dann wieder zusammen zu einem gewaltigen Sprung nach vorwärts.

Man braucht da nur an jene Maschinen zu denken, die dem Alltagsmenschen das überzeugendste Bild von der Gewalt der Technik geben, an die Maschinen der Schnelligkeit, Rekord auf der Straße über 400 Kilometer in der Stunde, auf dem freien Gelände eines harten Strandes 500 Kilometer, in der Luft aber schon 700 Kilometer — wie weit werden wir es da noch bringen?

Aber hier scheint zum erstenmal eine klare Grenze zutage zu treten. Immer wieder versichern die Rekordträger: Lieber das schwerste Rennen über

sechs Stunden, als die paar Minuten einer solchen Rekordfahrt! Und Leutnant Agnelli, der schnellste Mensch der Welt, stellte seinen Rekord von 700 Kilometer in der Stunde in einem winzigen Hydroplan auf, der aber einen Motor von 1500 HP in sich trug, durfte sich nicht an die sanfteste Kurve wagen, denn den dabei auftretenden Fliehkräften wäre wohl die Maschine, aber nicht sein Körper mehr gewachsen gewesen.

Trotzdem werden immer wieder Stratosphärenflugzeuge projiziert, die in Höhen über zehntausend Meter eine Geschwindigkeit von mehr als 1000 Kilometer in der Stunde erreichen sollen, und es besteht nicht der geringste Zweifel, daß solche Maschinen gebaut werden können.

Gibt es aber auch schon Menschen, die diese Geschwindigkeit ertragen werden? Im geraden und ganz allmählich in seiner Geschwindigkeit gesteigerten Flug scheint eine obere Grenze des Tempos nicht zu bestehen, da hier ja keine Kräfte auftreten, die am Gefüge des Körpers zerran könnten. Aber was geschieht, wenn der Pilot aus irgendwelchen unvorhergesehenen Gründen (normal wird ja ein solcher Schnellflug nur in absolut gerader Linie vor sich gehen) eine Kurve ziehen muß? Es kann ja sein, daß er einem andern Flugzeug oder einer atmosphärischen Erscheinung ausweichen, oder daß er wegen einer motorischen Störung niedergehen muß und nicht vor sich, sondern nur scharf seitlich oder gar hinter sich einen gesicherten Landungsplatz weiß. Wie verhalten sich die empfindlichen Organe seines Körpers gegen die dabei auftretenden ungeheuren Fliehkräfte? Schon dem gewöhnlichen Flugpassagier bringt das Durchsacken des Flugzeugs über einem Luftloch die peinlichsten Gefühle in den Eingeweiden, die Fliehkraft greift aber auch an die zartesten Sinnesorgane.

Wird der Schnellflug im erwähnten Ausmaß des Tempos nicht daran scheitern, daß der Mensch der von ihm gebauten Maschine noch nicht gewachsen ist? Liegen die Grenzen der Technik nicht bei den Maschinen, sondern beim Menschen?

Der Einwand liegt nahe: hier handelt es sich um einen Spezial- und Grenzfall, der keineswegs auf die übrige Entwicklung der Technik übertragen werden darf.

Und es scheint wirklich, daß sonst der Weiterbildung der Technik keine Hemmnisse entgegenstehen. Es sind nur rein praktische Erwägungen, die vorläufig die Dimensionen der und jener Großmaschinen einschränken, aber trotzdem geht man hier allmählich und unaufhaltsam immer weiter hinauf, und auch die Erweiterung der Anwendungsbereiche der Technik schreitet einmal sprunghaft, einmal langsamer, aber jedenfalls unentwegt fort.

Aber nun eine prinzipielle Frage: handelt die Menschheit in ihrer technischen Arbeit aus eigener Machtvollkommenheit, einem immer mehr gesteigerten Machtbetrieb gehorchend, oder ist sie nur der Beauftragte der Natur, des Schicksals oder wie man die uns nächstübergeordnete Instanz eben nennen mag? Gehen wir in der Technik gleichgerichtet mit irgendeiner uns noch unbekanntem Evolution der ganzen Erde oder erheben wir uns hier in frevelhaftem Übermut über den vorbestimmten Lauf des Geschehens? Zerstören wir mit der Technik die biologische Harmonie des Gesamtkörpers Erde oder

gleichen wir im Gegenteil mit ihr eine bestehende Disharmonie aus, indem wir ruhende Kräfte freimachen, ungenützt wirkende aber rafften und straffen?

Auf den ersten Überblick hin scheinen sich für jeden dieser Sätze Beweise finden zu lassen. Gerade die geistig höchststehenden Menschen unserer Zeit, deren Schaffen nicht praktischen Zielen gewidmet ist, sondern sich im idealistischen Bereich auswirkt, empfinden immer wieder unsere heutige Technik als ein Übermaß, mit Übermut gehandhabt, das sich einmal ebenso rächen muß, wie nach antiken Anschauungen das Hinausgreifen des Menschen über seine schicksalsbestimmten Bereiche, die Hybris ihre Sühne fand. Die Maschinen werden dann als Dämonen hingestellt, die sich der Mensch zu seinem Dienst erschaffen hat und die sich zuletzt von ihm frei machen, sich gegen ihn kehren und ihn vernichten.

Und sofort das Gegenteil: nichts in der Natur geschieht ohne zureichenden Grund. Also auch nicht die technische Arbeit des Menschen.

Es ist bekannt, daß überall dort, wo der Mensch in die biologische Einheit der Natur auch im kleinsten Bereich eingreift, schwere Schädigungen die Folge sind.

Und die Technik ist unleugbar eine Veränderung im Kräftehaushalt der Natur von allerstärkstem Ausmaß. Reservekräfte seit Millionen von Jahren aufgespeichert, wie in einem Akkumulator, die Energien der Kohle oder des Erdöls werden plötzlich und unvermittelt in den Lebensstrom der Erde gebracht. Stoffe, die das Gerüst der Erde bilden, ihr vielleicht auch biologisch notwendig sind wie winzigste Mengen von Metallen dem menschlichen Körper, werden aus ihr herausgeholt, in eine neue Form gebracht und als Träger neuer Kräfte verwendet. Das Stürzen der Bergbäche, das Strömen der Flüsse kann sich nicht mehr frei entfalten, sondern muß sich Zwecken des Menschen unterordnen.

Sind das nicht furchtbare Eingriffe in das biologische Gleichgewicht der Natur? Und merken wir nicht die Störung am empfindlichsten Organ der Erde, an uns selber? Gab es je so viele Unruhe als in dem Jahrhundert der Technik? Ist je so wie jetzt Volk gegen Volk und Macht wider Macht aufgestanden? Ist schon einmal in der ganzen Menschheitsgeschichte ein solches Selbstvernichten über die Menschen gegangen wie im großen Krieg?

Aber wie ändert sich das alles, wenn wir das technische Geschehen sub specie aeternitatis, von der Ewigkeit her, betrachten! Die hundert Jahre technischer Entwicklung schrumpfen zu einem einzigen Tag im Leben der Menschheit zusammen, zu einem Tag freilich, an dem sich Größtes vorbereitete und wo darum die Menschheit von einem Fieber ohnegleichen durchgewühlt wurde, wie ein einzelner von uns bei starker Erregung in Fieber verfällt. Erde und Menschheit wurden zu einem ungeheuren Blüten aufgerufen, in dem sich alle verborgene Kraft entfaltete, alles Ungeformte zu sinnvoller Form werden wollte, alles Ruhende sich zum Bewegen erhob, aller Umsatz der Energien ins Hundertfache gesteigert wurde, wo sich alles dunkle Sehnen der Erde erfüllte, weil die Menschheit schon jeden Raum des Lebens erfüllte — die Fülle der Zeit hob an.

So gesehen erweist sich die Technik nur als Begleiterscheinung einer allgemeinen Revolution der Erde und der Natur, in welcher der Mensch das erkennende, wollende und ausführende Organ ist, wie etwa das Hirn seinem eigenen Körper als Führer übergeordnet ist.

Wenn ein Mensch zum erstenmal liebt, sich also dem höchsten Sinn seines Lebens, der Verschmelzung mit einem andern Wesen um der Zeugung des neuen willen nähert, scheint da nicht jeglicher Rhythmus seines Lebens ins Höchste gesteigert? Und könnte sich nicht in dem so unerhört erhöhten Lebensrhythmus unserer Zeit eine mystische Vermählung zwischen Mensch und Erde anbahnen? Man darf ja nicht vergessen; auch die unvorstellbarste Steigerung der Technik kann die Gesamtenergie der Erde und aller auf ihr lebenden Wesen nicht vermehren, sondern bloß den Umsatz der Kräfte ins Höchste steigern, ihr Strömen zu leidenschaftlichem Lauf beschleunigen. Und darum stellt sich der Mensch mit der Technik nicht gegen die Erde und ihre Ordnung, er erfüllt bloß seine vorbestimmte Aufgabe in einem Millionenjahresplan der Natur, indem er sinnloser Kraft ihren Sinn gibt, das noch Ungeformte durch Formung zu wirkendem Organ erhöht, den Kreislauf aller Energien zu höchster Geschwindigkeit antreibt.

Sehen wir es nicht heute an dem Beispiel jener Staaten, die teils erzwungen, teils aus eigenem Willen vom Leben der umliegenden Völker abgeschlossen sind, daß durch Steigerung der eigenen Lebenskraft, durch Erhöhung des Lebensrhythmus ein staunenswerter innerer Aufschwung erzielt werden kann?

Und ein anderes Symbol: Noch nie, seit es eine Menschheit gibt, hat der Mensch alle Glieder, alle Muskeln seines Körpers so beherrschen gelernt und zu solcher Geschmeidigkeit, Vielseitigkeit und Höchstleistung gebracht, wie heute durch den Sport, dieses universellste Körpertraining, das überhaupt möglich ist. Und es ist bestimmt kein Zufall, es ist klarste Notwendigkeit, daß in einer Periode gewaltigster Evolution der Erde, die schon Kepler als einen lebendigen Gesamtkörper erkannt hat, auch alle ihre Organe zu hoher Vollkommenheit aufsteigen müssen — eines dieser Organe, das Haupt und Hirn, ist der Mensch, und er vervollkommt wieder, was ihn stark macht, die Organe seines eigenen Körpers.

Nochmals: Sport ist keine vereinzelte, einer Mode entsprungene Zeiterscheinung, er ist nur der Teil einer allgemeinen Evolution des Gesamtkörpers Erde, ebenso wie die Technik! Damit wir ihr physisch gewachsen bleiben, damit wir nicht körperlich verkümmern, wenn uns eine Technik der Spätzeit alle Mühe des Lebens abnimmt, darum ist die Lust an jeglichem Sport wie eine Besessenheit über uns gekommen! Wir bereiten uns schon jetzt auf eine Zeit vor, wo Arbeit kein Kraftaufwand mehr, sondern bloß ein Wollen und Lenken ist, aber wir würden dann zu Schemen herabsinken, wenn wir nicht im frohen, spielerischen, fast kindhaften Kampf des Sports unsere Kräfte immer weiter steigern könnten — auch unser Körper wird immer wieder neue Rekorde schaffen, ebenso wie unsere Maschinen!

Derzeit freilich scheint das Geschöpf dem Schöpfer ein wenig vorausgeeilt zu sein. Wir haben schon

früher festgestellt, daß wir bestimmte Maschinen für extreme Schnelligkeiten wohl schon herstellen, aber noch nicht meistern könnten. In viel höherem Grad gilt dies aber für die psychische Eignung. Die Menschheit hat noch keine innerliche Bindung an die Maschinen, wir nehmen sie als eine Begleiterscheinung unseres Lebens, statt sie aus tiefster Seele zu erleben.

Die Technik bedeutet in ihren letzten, geheimnisvollen Zielen schon das Verwachsen des Menschen mit der Erde zu einer lebendigen, sinnvollen Einheit, — der Spätmensch wird also Kräfte der Erde lenken, über alle ihre Stoffe so verfügen können wie wir über unseren Körper, und nur die ewigen Gesetze des Lebens werden hier Grenzen setzen.

Eine ganz große Aufgabe der Technik steht uns noch bevor, die als einziger Kurd Laßwitz in seinem Roman „Auf zwei Planeten“ schon 1897 vorausgeahnt hat: die Einbeziehung der Kräfte des Lebens und des Wachsens in die Technik. In diesem Roman werden Flugzeuge mit der Kraft keimender Samen betrieben! Und erst vor wenigen Jahren hat man festgestellt, daß es in den Zellen von Keimlingen Drucke von einigen hundert Atmosphären geben kann! Es handelt sich nur um die Transformation dieser Kräfte, die man am besten mit hochgespannten elektrischen Strömen von einigen Millionen Volt Spannung, aber nur wenigen Milliampere Stromstärke vergleichen kann. Ein anderes Analogon bilden die bisher nicht erfassbaren Energien, die bei der Atomzertrümmerung frei werden.

Mit der vollen Einbeziehung der Lebenskräfte wird die Technik ihr schon seit Anbeginn vorbe-



Bisher hat die NS-Volkswohlfahrt  
22 Mutter und Kind-Heime errichtet.

stimmtes Ziel erreicht haben. Aber wird die letzte Grenze im Bereich der Erde liegen? Wird die Technik einmal das Leben, das als einfachste Dauerspore von anderen Welten auf die Erde kam, nicht doch einmal am Ende aller irdischen Zeit in unend-

licher Vollkommenheit wieder hinaus in den Raum tragen?

Man muß das Reich der Technik mit der Seele suchen, erst dann wird man es rechterfassen!

Dr. med. Markentin in Düsseldorf:

## Die Bedeutung der Familienforschung für den einzelnen und für die Gesamtheit des Volkes

*Der nachfolgende Aufsatz, den wir mit freundlicher Erlaubnis des NS.-Deutschen Ärzte-Bundes dessen Zeitschrift „Ziel und Weg“ (8. Jahrgang, Heft 18 — 1938) entnehmen, zeigt die weittragende Bedeutung richtig betriebener Familienforschung insbesondere vom sozialen Standpunkt aus. Die Ausführungen sollten auch unsere Leser zur eingehenderen Familienforschung anregen, als nur der Beschaffung des „Ariernachweises“ wegen.*

*Die Schriftleitung.*

Es ist vielfach die Meinung verbreitet, daß die Familienforscher jetzt deshalb einen großen Zulauf bekommen hätten, weil ein großer Teil unserer Bevölkerung gezwungen ist, bei der Beibringung des Nachweises ihrer arischen Abstammung sich mit ihren Vorfahren zu beschäftigen, dabei Freude an der Familienforschung bekommen hätte und nun eifrige Familienforscher geworden wäre. Das ist nun aber in den meisten Fällen nicht zutreffend. Im allgemeinen sind die Betreffenden zufrieden, wenn sie glücklich ihre arische Abstammung nachgewiesen haben, sie haben mit ihrer „Forschung“ ihren Zweck erreicht, jedes weitere Suchen wäre für sie zwecklos. Ihre Forschungsarbeiten werden nur auftragsgemäß und nur zu einem bestimmten Zweck und auch nicht umfassend, sondern nur einseitig betrieben, sie erstrecken sich nur auf die Beschaffung einiger Urkunden. Würde der Nachweis der arischen Abstammung von ihnen nicht verlangt worden sein, so wären sie niemals auf den Gedanken gekommen, nun etwa Familienforschung zu betreiben.

Anders der Familienforscher, der seine Arbeit um ihrer selbst willen betreibt, der den Zusammenhängen innerhalb seiner Familie, in ihren Beziehungen zu den Schicksalen seiner Heimat und seines Vaterlandes vor Hunderten von Jahren nachgeht, aus Freude am Forschen selbst, der arbeitet aus Freude an der Arbeit des Forschens selbst, um der Arbeit selbst willen. Für ihn ist die Familienforschung Selbstzweck, aber nicht nur Selbstzweck wie viele spielerische Beschäftigungen, sondern seine Arbeit steht auch im Dienste der Allgemeinheit, wenn er auch zunächst nur aus rein persönlicher Liebe zur Familienforschung den Wurzeln seiner Familie nachgeht. Seine Arbeit gleicht der des Künstlers, der auch aus einem inneren, ihm zunächst unbekanntem Triebe Werke und Werte schafft, ebenso wie auch der Wissenschaftler oder Forscher seine Arbeit nicht deshalb betreibt, um nun einen bestimmten Zweck, etwa mit metallischem Beiklang, mit seiner Forschungsarbeit zu erreichen, sondern der aus Freude an seiner Arbeit ihr nachgeht. Und es ist erfreulich zu verfolgen, wie der wissenschaftliche Wert der Familienforschung immer mehr Anerkennung findet und ihre literarische Erzeugnisse immer mehr die ihr gebührende Gleichberechtigung mit wissenschaftlichen Arbeiten auf anderen Gebieten sich erobern. Und weil die Familienforschung eine

wissenschaftliche Betätigung ist, wird sie wohl auch niemals eine allzu große Verbreitung finden, niemals vollkommen populär werden. Einerseits wird es immer Leute geben, die tagsüber in der blauen Bluse mit ihrer Hände Arbeit sich schwer ihr Brot verdienen, aber abends noch die Spannkraft besitzen, an Pfarrämtern, Archive usw. wegen Urkunden über ihre Vorfahren zu schreiben, während es umgekehrt Leute gibt, die nach Abschluß ihrer akademischen Ausbildung zufrieden sind, wenn sie ihre primitiven Bedürfnisse, wie Hunger und Durst, möglichst ausgiebig befriedigen können, die überhaupt kein Verständnis dafür aufbringen, daß nun jemand auf den Gedanken kommen kann, seinen Ahnen nachzugehen, und dafür Kraft und Geld opfert. Was uns im Leben begehrenswert erscheint, welche Philosophie wir betreiben, wie wir unsere Mußstunden verbringen, daß hängt eben von unserem Charakter, von unseren Anlagen ab. Auch welches „Steckenpferd“ wir nach der beruflichen Arbeit reiten, was unsere Lieblingsbeschäftigung neben unserer beruflichen Arbeit ist, ist in unseren Anlagen in großen Zügen festgelegt. Während die berufliche Arbeit oft mit mehr oder minder Unlust erledigt wird und uns deshalb mehr oder weniger anstrengt, gehen wir an unsere Lieblingsarbeit mit Liebe heran, diese Arbeit strengt uns überhaupt nicht an, im Gegenteil, wir holen uns neue Kraft aus dieser Beschäftigung. Und weiter erreichen wir durch unser sogenanntes Steckenpferd, daß wir nicht einseitig werden, daß wir vor Einengung unserer geistigen Interessen durch die Welt unseres Berufes bewahrt werden. Wir erweitern durch die Familienforschung unseren Gesichtskreis, die Familienforschung zwingt uns zu neuen Gedankengängen und Betrachtungen, die außerhalb unserer beruflichen Tätigkeit liegen und fördert unser Verständnis für viele Fragen von allgemeiner Bedeutung, stärkt unsere Urteilsfähigkeit und führt uns vor allen Dingen dazu, die Menschen nicht nur oberflächlich zu betrachten, allein nach ihrer äußeren Erscheinung, sondern nach ihren wirklichen Werten. Die Betrachtung eines Menschen nicht nur danach, wie er sich uns gerade darstellt, sondern als Produkt einer langen Kette von Ahnen, ist eine Betrachtungsweise, zu der jeder Familienforscher von selbst geführt wird. Es gibt wohl kaum eine andere Beschäftigung, die in jeder Weise derart ausgleichend und

versöhnend auf die sozialen Gegensätze einwirkt, wie die Familienforschung. Wir sehen das immer wiederkehrende Bergauf und Bergab in den einzelnen Familien, den sich immer wiederholenden Aufstieg zu sozial und wirtschaftlich gehobenen Stellungen und den bald darauf einsetzenden Niedergang zu sozial tiefstehenden Schichten. Wenn es jemanden heute noch gibt, der seine Nase deshalb besonders hoch trägt, weil er mit irdischen Glücksgütern von Hause aus gesegnet ist und auf seine Mitmenschen, denen es weniger gut geht, mitleidig herabsieht, so wollen wir diesem Zeitgenossen nur raten, sich einmal seine Vorfahren anzusehen, und dann wird er finden, daß seine Vorfahren auch mit der blauen Bluse als ehrbare Leute gearbeitet haben, auf die er jetzt so wohlwollend herabsieht, und das Vermögen durch ihrer Hände Arbeit geschaffen haben, damit er jetzt im Wohlstand leben kann. Seine Kinder oder Kindeskinde werden vielleicht auch wieder selbst an der Drehbank stehen oder am Hochofen, oder werden selbst den Pflug führen.

Ganz von selbst fühlen wir uns als ein Glied einer langen Reihe von Ahnen, die wir in ihren Lebensschicksalen kennen, von denen wir Dokumente besitzen, oft auch ein Bild, das uns unseren Urahn in lebendige Nähe rückt. Daß wir vielleicht nun gerade zu einer Zeit des wirtschaftlichen Aufstiegs unserer Sippe als kleines Glied in dieser Ahnenkette selbst auftreten, ist bestimmt nicht unser Verdienst. Wenn wir davon abgehen, unser Schicksal lediglich als Einzelschicksal zu betrachten, sondern uns als ein Glied einer langen Kette fühlen, die aus grauer Ferne über unsere Vorfahren, über uns selbst zu unseren Kindern führt und weiter wieder in absolutem Dunkel verschwindet, so wird sich unser Blick weiten, wir werden unser Schicksal im Rahmen der ganzen Geschlechterreihe betrachten und bei einem Aufstieg unsere Kinder vor einem Niedergang zu bewahren suchen, bzw. in wirtschaftlich schlechten Zeiten alles tun, damit wenigstens die nächste Generation es besser und leichter hat als wir.

Wir werden aber auch zu der Frage: Schicksal, Glück usw. eine viel gerechtere Stellung einnehmen als früher. Wenn jemand z. B. eine Familie wegen ihres außerordentlich großen materiellen Besitzes und des damit angeblich verbundenen Glückes beneiden sollte, so kann man dem Betreffenden nur empfehlen, einmal nachzuprüfen, wie diese Familie denn nun zu diesem großen Besitz gekommen ist, und er wird meistens feststellen können, daß mehrere Generationen redlich gearbeitet haben, bis es zu der Bildung dieses Vermögens gekommen ist. Entscheidend war in den meisten Fällen die Leistung und nicht bloß die Leistung des jetzt Lebenden, sondern die Leistungen einer ganzen Reihe von Vorfahren. Das ganze Glück hat darin bestanden, daß in dieser Geschlechterreihe sich kein Familienglied befunden hat, daß den Besitz verschleudert hat, daß die einzelnen Familienmitglieder fleißig und strebsam waren und auch nur in wertvolle und erbgesunde Familien hineingeheiratet haben. Dadurch, daß sich gute Erbmasse, vielleicht mit Begabung in einer gewissen Richtung, immer wieder zu guter Erbmasse mit derselben oder ähnlichen Begabung gefunden hat, ist die Züchtung der hochwertigen Menschen erreicht,

die den wirtschaftlichen Besitz nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vermehren wissen. Bei den westdeutschen Groß-Industriellen haben durchweg vor einigen Generationen ihre Vorfahren selbst noch am Amboß gestanden oder das glühende Eisen selbst gegossen, wie tausend andere. Die Möglichkeit zum Aufstieg war für alle vorhanden, das Sprungbrett, um zur jetzigen Höhe zu kommen, war für alle das gleiche. Daß es ihnen nur gelungen ist, liegt in ihnen selbst und ihrer Schaffenskraft und in der Arbeitsamkeit ihrer Nachkommen begründet, verbunden mit einem kühnen, aber dabei doch berechnenden Unternehmungsgeist.

Besonders lehrreich ist das Studium der Ahnentafeln berühmter Deutscher. Diese Ahnentafeln geben uns weitgehende Aufschlüsse über die Herkunft dieser Männer und lassen uns gewisse Rückschlüsse über ihre Erbanlagen ziehen. Die Betrachtung dieser Ahnentafeln zeigt aber auch verwandtschaftliche Beziehungen auf, die viele im ersten Augenblick gar nicht vermutet hätten: Unter den Vorfahren großer Wirtschaftsführer finden wir Angehörige in sozial untergeordneten Stellungen, einen Tagelöhner, vielleicht eine Magd usw., und umgekehrt bestehen verwandtschaftliche Beziehungen von Leuten, die jetzt mühsam durch ihre Hände Arbeit sich ihr Brot verdienen, zu alten Geschlechtern, die einst mächtig waren und in einflußreichen Stellungen z. B. an den Fürstenthöfen sich befanden. Gerade die Familienforschung zeigt uns, daß wir alle miteinander verwandt sind, man braucht nur wenige Jahrhunderte zurückgehen. Die Volksgemeinschaft ist kein blutleerer Begriff, sondern findet in der Familienforschung seine exakt begründete wissenschaftliche Untermauerung.

Das Gegenteil von dem vorher erwähnten Aufstieg bildet der Niedergang von Familien, den wir leider nur zu oft beobachten können und der sich in viel rascherem Tempo vollzieht, wie der nur langsam sich durchsetzende Aufstieg. Ein gesunder Mann braucht nur ein schwachsinniges Mädchen zu heiraten, vielleicht war sie eine „gute Partie“ im bürgerlichen Sinne, vielleicht war sie auch hübsch oder hatte andere besondere Reize, bei seinen Kindern setzt der Niedergang ein, erst Hilfsschule, dann Fürsorge oder Konflikt mit dem Strafgesetzbuch, jedenfalls der vielleicht begonnene Aufstieg der Familie ist unwiderruflich unterbrochen. Die Sünde, „schlechtes Blut“ mit minderwertigen Erbanlagen in seine Sippe gebracht zu haben, läßt sich im günstigsten Falle vielleicht in mehreren Generationen wieder gut machen, in den krassesten Fällen endet das Geschlecht im Zuchthaus, in der Irrenanstalt oder in der Prostitution.

Daß die Berufswahl bei weitem nicht die Bedeutung für die Nachkommenschaft besitzt, wie die Wahl des Ehepartners, fangen viele erst jetzt langsam an einzusehen. Allgemeinut wird diese Einsicht aber erst dann werden, wenn die Abkehr von der materialistischen Wertschätzung und die Rückkehr zu rein biologischen, naturgemäßen Denken überall, auch in den Hirnen der verstocktesten Eigenbrödler, sich durchgesetzt haben wird. Die Folgen einer schlechten Gattenwahl können

durch viele Generationen in der Blödigkeit der Kinder fortleben, während selbst der größte materielle Besitz schon in einer einzigen Generation in den Händen weniger wertvoller Kinder vergehen kann. Diese elementaren Vererbungsgesetze werden viele mit einem gewissen Interesse sich zwar anhören, die absolut folgerichtigen Schlüsse für ihre eigene Gattenwahl werden viele aber erst dann ziehen, wenn sie dieses Trauerspiel des Einbruchs minderwertiger Erbanlagen in eine vollwertige Familie selbst erlebt haben, vielleicht in einer Seitenlinie ihrer eigenen Sippe, die sie bei ihrer Familienforschungsarbeit eingehend studiert haben.

Gerade die Familienforschung bewahrt uns davor, wieder in eine Überbewertung der Umweltfaktoren und in eine materialistische Beurteilung unseres ganzen Lebens zu verfallen. Vielleicht haben wir in unserer Sippe jemanden, der es zu großem Reichtum gebracht, alles besessen hat, was in bürgerlichem Sinne das Leben lebenswert macht, wenn er kinderlos gestorben, ist er für seine Sippe vollkommen wertlos, trotz seines Besitzes, jedenfalls viel bedeutungsloser wie etwa sein armer Bruder, der ein halbes Dutzend ordentlicher Kinder in die Welt gesetzt hat. Wir dürfen nun aber nicht umgekehrt in den Fehler verfallen, als Gradmesser für den persönlichen Wert eines unserer Vorfahren, zum Unterschied von dem Wert für seine Sippe, nun etwa lediglich die Kinderzahl heranzuziehen. Es können bei dem Zustandekommen einer nur kleinen Familie die verschiedensten Faktoren mitgespielt haben, die wir jetzt, etwa nach hundert Jahren, nicht mehr kennen, oder auch nicht mehr nachträglich gerecht beurteilen können. Nur bei der großen kinderreichen Familie können wir mit ziemlicher Sicherheit Rückschlüsse auf die Gesundheit und den Wert der Eltern für die Allgemeinheit ziehen. Wenn wir z. B. erfahren, daß eine unserer weiblichen Vorfahren etwa zehn Kinder bekommen, die Kinder sämtlich aufgezogen und dabei selbst ein hohes Alter erreicht hat, so können wir mit Bestimmtheit sagen, daß diese unsere Ur-ahne selbst körperlich gesund gewesen sein muß. Bei den Familien mit großer Kinderzahl handelt es sich weiter entweder um asoziale Großfamilien oder um sozial wertvolle Familien, bei denen die Eltern fleißig, sparsam und uneigennützig gelebt und gehandelt haben. Da es unter den Familien mit sehr zahlreichen Kindern oft die beiden Extreme gibt: entweder sehr wertvoll oder asozial, so ist es zuweilen leicht, kinderreiche Familien, die wir in unserer Sippe beobachten, in eine der beiden Kategorien einzureihen. Wir brauchen nur die Lebensschicksale der Eltern und der Kinder zu verfolgen, und wir wissen, welche Gruppe wir vor uns haben.

Schon jetzt, bei der bisherigen Betrachtung, können wir erfahren, daß Familienforschung nichts mit Ahnensammeln zu tun hat, daß Familienforschung keine Beschäftigung ist, der man nachgeht, wenn die Arterienverkalkung schon ein bedenkliches Maß erreicht hat, sondern Familienforschung ist eine lebendige Wissenschaft, sie führt zum Gefühl der blutmäßigen Verbundenheit von uns mit unseren

Ahnen, deren Blut in uns weiterlebt, deren Anlagen auf uns überkommen sind. Um aber das Auftreten der Erbanlagen unserer Vorfahren in der jetzt lebenden Generation beobachten zu können, dürfen wir uns niemals darauf beschränken, etwa lediglich eine Ahnentafel oder gar nur einen Stammbaum aufzustellen, sondern wir müssen wörtlich genommen nicht Familienforschung oder Ahnenforschung treiben, sondern: Sippenforschung. Das heißt: Wir müssen die ganze Nebenlinie unserer Eltern, Großeltern usw. sowohl in der väterlichen, wie auch in der mütterlichen Linie zu erfassen suchen. Erst dann bekommen wir eine Sippschaftstafel, die für uns wertvoll ist. Nur in der Sippschaftstafel können wir etwa die Erbgänge von seelischen Erbanlagen oder körperlichen Eigentümlichkeiten unserer Vorfahren verfolgen, da die Erbanlagen ja nicht allein in unserer eigenen Linie, sondern auch in den Seitenlinien und deren Kindern und Kindeskindern usw. sich fortpflanzen, ja dort unter Umständen besonders ausgeprägt in Erscheinung treten können.

Bei dieser Art der Familienforschung werden jedem Einzelnen ohne weiteres die Vorzüge seiner eigenen Familie vor Augen geführt, er erkennt den gesunden Kern, der in seiner Familie steckt, es kommt von ganz allein zur Ausbildung des Sippenstolzes, des Stolzes auf die Leistungen, die seine Sippe im Laufe der Jahrhunderte vollbracht hat. Der nächste Schritt führt zur Sippenpflege, dafür Sorge zu tragen, daß diese guten Erbanlagen in der Sippe, die zu den bisherigen Leistungen innerhalb der Familien geführt haben, nun nicht durch Einbruch minderwertiger Erbanlagen bei einer Heirat zerstört werden, daß es nicht zum Niedergang einer Linie innerhalb der Sippe kommt. Dabei ist es nun nicht notwendig, daß die Sippe bisher etwa ein Weltunternehmen gegründet hat, jeder wird schon darauf stolz sein, daß seine Vorfahren ehrliche und strebsame Leute gewesen sind, die einige Generationen hindurch ein Geschäft besessen und geleitet, die ihr Bauerngrundstück in die Höhe gebracht oder Generationen hindurch ein ehrsames Handwerk zur Zufriedenheit ihres Dorfes betrieben haben. Zur Sippenpflege gehört auch das Gefühl der Sippenzusammengehörigkeit, das Eintreten für seine Verwandten in der Not usw. Bevor wir erreicht haben, daß das Gefühl der Verantwortung und der Zusammengehörigkeit seiner Sippe gegenüber überall ausgebildet ist, wird es noch reichliche erzieherische Arbeit kosten, aber nur so kann erreicht werden, daß jeder es als eine heilige Verpflichtung betrachtet, sein Blut vor artfremden Einschlag frei zu halten und eine Aufartung seiner Familie bei seiner Heirat zu erstreben suchen wird. Dann wird jeder Einzelne es als eine Selbstverständlichkeit betrachten, was das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses und die Nürnberger Gesetze auf dem Gesetzwege bezwecken sollen und was der Hausarzt bei der Eheberatung als Freund der Familie zu erstrebensucht. Nur durch Familienforschung können wir Sippenpflege erreichen. Denn wie kann je-

mand auf eine Sippe stolz sein, wenn er sie gar nicht kennt, und nur durch Sippenpflege kann die Familie die Festigung erhalten, die sie als der Kern im Staate haben muß, als die kleine Zelle, aus der aber unser Volksganzes zusammengesetzt ist. Nur wenn die einzelne Zelle gesund und lebensstark ist, kann auch das Ganze gesund und lebensfähig sein.

Bei unseren Forschungsarbeiten sehen wir aber auch, wie die einzelne starke und wie die schwächliche und nicht widerstandsfähige Familie auf allgemeine, schwere Notzeiten, Kriege usw. reagiert, wie z. B. während der napoleonischen Kriege im vorigen Jahrhundert in vielen Gegenden die größte Not herrschte, die Vermögenswerte zum großen Teile vernichtet, die Grundstücke zwangsläufig verschuldet waren, so daß kaum das nackte Leben gefristet werden konnte. Jedem Familienforscher werden bei seiner Arbeit Familien begegnet sein, die unter diesen schwierigen Verhältnissen sich nicht nur selbst durchgeschlagen, sondern sich auch noch in dieser Zeit vermehrt und ihre Kinder anständig groß gezogen haben. Wir sehen aber auch, wie die Existenzmöglichkeiten auf dem Lande für Völker mit nordischem Einschlag wesentlich günstiger sich gestalten, gegenüber dem Leben in der Stadt und daß das Anwachsen der Großstädte der Tod für unser Volk bedeutet. Diese elementaren Weisheiten wird jeder selbst erkennen, der seine Seitenlinien einmal auf dem Lande und dann in der Stadt zu verfolgen Gelegenheit hat. Die Familienforschung schafft das Fundament dafür, daß die bevölkerungspolitischen Maßnahmen der Regierung auch in den breitesten Schichten der Bevölkerung weitgehendes Verständnis finden. Sie führt jeden Einzelnen, der Familienforschung treibt, zu der Erkenntnis, daß ein Geschlecht niemals als eine Zahl von getrennt lebenden Einzelwesen betrachtet werden kann, sondern eine Gemeinschaft bildet, die durch die Bindung des Blutes zusammengehalten wird, eine Bindung, die stärker ist, als alle anderen schriftlichen und gesetzlichen Bindungen, sofern es sich um ein gesundes und starkes Geschlecht handelt. Wir können aber immer beobachten, daß Entfremdung innerhalb der nächsten Verwandtschaft immer das Zeichen für die erste Lockerung und für den beginnenden Verfall der Sippe ist, dem bald weitere Verfallserscheinungen folgen.

Da ein Geschlecht im wahrsten Sinne des Wortes, z. B. Jahrhunderte hindurch, mit seiner Scholle verwurzelt ist, so ist es für dieses Geschlecht absolut nicht gleichgültig, wenn jetzt Angehörige aus dieser Bauernfamilie nach einer jahrhundertlangen Lebensführung auf dem Lande nun mit einem Male in die Großstadt verpflanzt werden. Bekannt ist, daß z. B. der Adel häufig in wenigen Generationen ausgestorben ist, wenn er das Leben auf seinem alten Grundbesitz gegen das Großstadtleben vertauscht. Es gibt etwas von Familientradition, das etwas nicht Wägbares und nicht Meßbares ist, aber grobe Verstöße gegen dieses Althergebrachte rächen sich oft mit Aussterben dieses Geschlechtes.

Hierher gehört auch der plötzliche,

sprunghafte Aufstieg einer Familie aus sozial niedriger Lebenshaltung zu besonderem Wohlstand. Auch die Behandlung großen Besitzes muß durch Generationen erlernt werden, fällt der Besitz zu schnell an eine Familie, so fällt die Familie nur zu oft auseinander, sie löst sich auf, auf den sprunghaften Aufstieg folgt meist der ebenso schnelle Abstieg, und nur wenigen Geschlechtern gelingt es, die so schnell erklommene Höhe durch Generationen zu halten. Wohlstand führt nur zu leicht zur Verweichlichung, zu einer verringerten Widerstandsfähigkeit gegen die Unbilden und Schwierigkeiten, die das Leben nun einmal mit sich bringt. Umgekehrt zeigt uns die Betrachtung der Lebensgeschichte großer Männer, daß sie eine harte und schwere Jugend haben durchmachen müssen, daß sie oft gerade durch die Armut stahlhart geworden sind und daß gerade diese harte Jugend das Fundament für ihren Aufstieg gebildet hat.

In diesem Zusammenhang sei auch noch kurz die Vermischung zweier extremer Kulturstufen erwähnt. Wir Deutsche haben das schöne Wort: Gleich und gleich gesellt sich gern, der Franzose sagt: Les extrêmes se touchent. Gegensätze ziehen sich an, wie positive und negative Elektrizität sich auch anziehen, bis es zur Funkenbildung und entsprechendem Knall kommt, oder wie Nachtfalter vom Licht angezogen werden, bis sie sich ihre Flügel verbrannt haben. Bei Heiraten zwischen Angehörigen ganz verschiedener Kulturstufen, die an eine ganz verschiedene Lebensführung seit Jahrhunderten sich angepaßt haben, können wir genealogisch keine günstigen Auswirkungen erwarten. Genau so liegen die Verhältnisse bei ganz verschiedenen Graden von Begabung. Kretschmer spricht in diesen Fällen von Kontrastehe, von Keimfeindlichkeit. Degeneration und Aussterben der Linie ist nur zu oft der Erfolg der Mischung derartiger Gegensätze.

Das Gegenteil von diesen Geschlechtern auf der absteigenden Linie mit der Folge des Aussterbens der ganzen Linie bilden die Geschlechter die „in Form“ sind, das sind Geschlechter, die eine Aufgabe zu erfüllen haben, die über die Lebenszeit des Einzelnen hinausreichen, dabei einen bewußten verwandtschaftlichen Zusammenhang haben und ihn auch pflegen. Überhaupt kann man sagen, je stärker ein Geschlecht ist, desto stärker ist auch sein innerer Zusammenhang untereinander. Bei diesen Geschlechtern, die besonders „in Form“ sind, finden wir fast regelmäßig eine überragende Persönlichkeit, die dem Geschlecht die Richtung für viele Generationen gibt, sei es als der Bauer oder als Grundbesitzer, sei es als Begründer eines kaufmännischen Geschlechtes oder einer Fabrik, sei es auch nur, daß ein Familienmitglied für die Berufswahl der kommenden Generation richtunggebend war und daß die nächsten Generationen den Beruf ihrer Vorfahren traditionsmäßig fortführen.

Bei dieser Betrachtung kommen wir schon zu dem Begriff der Stammfestigkeit, der wohlgerne kein erbkundlicher, sondern ein genealogischer ist. Was verstehen wir unter Stammfestigkeit? Eine Wiederkehr elementarer Eigenschaften in einzelnen Geschlechtern durch mehrere Generationen hindurch. Ohne

Einzelheiten zu bringen, soll nur kurz angedeutet werden, daß es Familien gibt, bei denen wir die einzelnen Familienmitglieder durch mehrere Generationen hindurch stets in denselben Berufsgruppen finden, z. B. als Musiker, Maler, Pastoren usw., oder in Berufen, die einerseits eine gewisse Veranlagung für diesen Beruf voraussetzen, bei denen aber außerdem die einzelnen Familienmitglieder in den einzelnen Geschlechterreihen noch außerdem stets denselben Umwelteinflüssen ausgesetzt sind. Hierher gehören unter anderem die Bauern- und Handwerkerfamilien. Gerade bei dieser zweiten Gruppe wirken Beruf des Vaters und seine Stellung in seinem Dorf oder in der Stadt richtunggebend für die Berufswahl des Sohnes oder für die Gattenwahl der Tochter. So entstehen die Geschlechter, die wir genealogisch als „stammfest“ bezeichnen, die für jeden Staat äußerst wertvoll mit ihrer ruhigen Weiterentwicklung sind, und denen wir ein weiteres Bestehen voraussagen können, wie sie ihrer Tradition treu bleiben.

Ein vollkommener Bruch mit der Tradition geschieht in dem Augenblick, wenn zwei vollkommen anders geartete stammfeste Gruppen bei einer Heirat zusammentreffen. Diese einsetzende „Stammvermischung“ ist der kritische Punkt für viele Geschlechter. Die Stammfestigkeit einerseits, bzw. der Versuch zu einer Stammfestigung zu gelangen, und die Stammvermischung, sind die beiden großen Formen, in denen sich die Geschlechter fortentwickeln, das ist die verschiedene Art und Form des Fadens, der sich durch die Geschlechterreihen verfolgen läßt. Einmal der glatte Faden, das ruhige und stetige Fortschreiten auf dem einmal begonnenen Wege bei der stammfesten Gruppe, dann der Knoten in dem Faden bei der Stammvermischung mit der Möglichkeit zu neuer, vielleicht ganz anders gearteter Entwicklung, aber auch mit der Möglichkeit des Abreißen des Fadens, mit der Möglichkeit des Absterbens der Familie. Es ist ganz klar, daß in jedem Falle für die Nachkommen viel Kraft dazu gehört, die oft ganz entgegengesetzten Erbanlagen zu einem harmonischen Ganzen umzuformen, und die Widersprüche zu beseitigen. Keine ruhige und gleichmäßige Entwicklung, keine ausgeglichene und abgeklärte Persönlichkeit, sondern eine unruhige, oft stockende, dann wieder sich überstürzende Entwicklung, mit hastigem und unstemem Wesen und anderen nervösen Erscheinungen können wir nur zu oft als die Folge dieser Mischung verschiedener stammfester Gruppen, bzw. als die Folge einer völligen Durchmischung beobachten, so daß einzelne stammfeste Gruppen sich überhaupt nicht mehr erkennen lassen.

Revolutionsartig kann eine neue Periode für das betreffende Geschlecht sich entwickeln, mit vollkommenem Bruch mit der Vergangenheit, und entsprechender persönlicher Entfremdung oder Zerfall innerhalb der Familie. Oft bildet aber auch den Abschluß einer derartigen Entwicklung die Anhäufung der Erbanlagen auf ein einziges Familienmitglied, die überdurchschnittliche Begabung eines einzelnen Familienmitgliedes, das gewissermaßen wie ein Meteor noch einmal hell aufleuchtet und dann die ganze Familie zum Erlöschen bringt. In jedem Falle hört bei

einer Stammvermischung die ruhige Entwicklung auf. Typen, wie z. B. die ehrwürdige, kinderreiche und oft schöngeistige Pfarrersfrau, die den geistigen Mittelpunkt für die ganze Familie bildete und deren Andenken noch durch viele Geschlechter fortlebt, gibt es nach erfolgter Durchmischung kaum noch, es kann aber eine ungeheure Spannkraft durch diese Mischung verschiedenen Erbgutes entstehen, die wieder richtunggebend auf mehrere Geschlechter hinaus sich auswirken kann.

Gerade aus diesen letzten Betrachtungen ersehen wir, daß eine Verbindung zwischen den Vorfahren und der lebenden Generation besteht, die das höchste Interesse der noch jugendfrischen Generation beanspruchen darf. Rückwärtsblickend wird jeder Familienforscher bei seinem eigenen Geschlecht verschiedene Phasen erkennen, die sich über Generationen erstrecken, er wird aber auch erkennen, daß er ein Produkt seiner Ahnen ist, daß das ganze Ahnenerbe nichts Totes ist, sondern in seinen Kindern und Kindeskindern weiterlebt.

Es lassen sich in gewissen Grenzen Gesetzmäßigkeiten ableiten, die wir unter Umständen bei Betrachtung unserer Geschlechterreihen erkennen können, so daß wir umgekehrt in der Lage sind, vielleicht durch eine geeignete Gattenwahl der Entwicklung unseres Geschlechtes die gewünschte Richtung geben zu können, bzw. unsere Kinder entscheidend zu beraten. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß wir bei der Gattenwahl nun lediglich den Verstand sprechen lassen wollen, sondern nur insofern, als der Verstand dazu da ist, uns vor allerhand Torheiten zu bewahren.

Familiengeschichte ist nichts Totes, keine Spielerei, sondern ist lebendige Wissenschaft, von praktischer und unendlich wichtiger und weittragender Bedeutung.

Um aber zu diesen Erkenntnissen über die vorangegangene Entwicklung unseres Geschlechtes bzw. der uns sonst blutsmäßig verbundenen Geschlechter zu gelangen, ist es aber notwendig, daß wir uns nicht lediglich auf die Feststellung der Namen und Daten unserer Vorfahren bis 1800 beschränken, wie es zum Zwecke des Nachweises der arischen Abstammung verlangt wird, daß wir nicht bloß lediglich „Ahnensammeln“, sondern alles nur verfügbare Material über unsere Vorfahren und auch deren Geschwister und der Seitenlinien zusammentragen.

Das Ahnensammeln mag für den einzelnen interessant sein, aber die Allgemeinheit kann an dieser Beschäftigung und an ihren Ergebnissen keinerlei Interesse haben, nur die Sippenforschung, die Erfassung der ganzen Seitenlinien und die Betrachtung der Lebensläufe innerhalb der einzelnen Sippe, ihrer Berufsschicksale, ihrer Lebensführung, ihrer Fähigkeiten, ihrer Vorzüge und ihrer Schattenseiten, kurzum die Erfassung der gesamten Erbwerte ist von bevölkerungspolitischer Bedeutung für die Allgemeinheit. Nur durch Erkennung des Sippenwertes wird das Verantwortungsbewußtsein des einzelnen gegenüber seinem Blute und seinem Erbgut, aber auch gegenüber seinem Volk, die Stärkung



erfahren, die in einem völkischen Staate die Grundlage für seinen Bestand und seine weitere Entwicklung bildet. Durch Förderung des Familiensinnes wird die Familie auch die Stärkung erhalten, die sie als Fundament des Staates unbedingt haben muß. Aber auch der Mangel an Lebensenergie, der sich leicht bei jemandem einstellen kann, der sich entwurzelt und isoliert auf der Welt fühlt, wird durch das Gefühl des Verwachsenseins mit seiner ganzen Sippe beseitigt werden und auch eine tatkräftige gegenseitige Unterstützung innerhalb der Sippe wird eine Selbstverständlichkeit werden.

Bei dieser Bedeutung, die die Sippenforschung für die Gesamtheit hat, müßte eigentlich schon in jungen Jahren jeder mit der Sippenforschung beginnen, müßte schon im dritten Lebensjahrzehnt das Gefühl der Verantwortung seiner Sippe gegenüber wachgerufen sein. Aber leider interessiert sich die Jugend meist für anderes als für Sippenforschung. Und das hat seinen guten Grund. Die Jugend ist unternehmend, ihre ganze Einstellung ist mehr vorwärtsschauend, weil das Leben noch vor ihr liegt, sie will die Zukunft noch meistern, angefüllt mit Zukunftsplänen. Mit zunehmendem Alter verhält man sich mehr rückwärtsschauend, auf Grund der gemachten Lebenserfahrungen versucht man, die inneren tiefen Zusammenhänge des Daseins zu ergründen. Bei dieser Einstellung ist natürlich das Naheliegendste, daß man sich nach seiner eigenen Herkunft umsieht, mit seinen eigenen Vorfahren sich beschäftigt. Das Gefühl der Ehrfurcht vor seinen Vorfahren wird durch Erkenntnis ihrer Werte geweckt, das Verständnis für Ahnenkult wird wachgerufen, das wir bei jedem aufstrebenden Volke finden, das die materialistische Einstellung zu den großen Fragen des Lebens überwunden hat. Als Beweis der Bedeutung der Erinnerungspflege ihrer Ahnen und der sittlichen Kraft durch den Ahnenkult soll nur das chinesische Volk erwähnt werden, das mit seiner biologischen Religion des Ahnenkults trotz aller Wirren Jahrtausende überstanden hat. Dagegen löst sich ein Volk, bei dem jedes Einzelindividuum sich als alleinstehend, ohne Bindung an sein Volk und an seine Vorfahren betrachtet, gewissermaßen in Atome auf und zerfällt. Und hierin liegt die ungeheure Bedeutung, die die Sippenforschung und die Sippenpflege für die Allgemeinheit hat. Auch Heldenverehrung ist ein Teil von Ahnenkult, den wir niemals bei absteigenden Völkern finden, die sich bereits im Stadium des Zerfalls befinden.

Wenn Sippenforschung im allgemeinen mehr eine Beschäftigung des reiferen Alters ist, so hat das auch darin seinen Grund, daß Sippenforschung eine philosophische Angelegenheit ist. Wir sehen, daß alles schon einmal in unserer Familie dagewesen ist, Aufstieg und Abstieg, Kriege mit ihren schweren wirtschaftlichen Folgen haben auch schon früher schwer in das Dasein unserer Vorfahren eingegriffen. Wir sehen aber auch, daß solche aller schwersten Aderlasse, wie sie z. B. der Dreißigjährige Krieg mit Vernichtung unseres Bevölkerungsbestandes auf etwa ein Drittel mit sich gebracht hat, nicht ein Volk zu vernichten vermögen, wenn das Volk den nötigen Lebenswillen zeigt. Wir sehen die großen Zusammenhänge in

der Weltgeschichte sich in unserer Familie widerspiegeln. Aber dabei ist Familiengeschichte kein Anhängsel der großen Geschichte, ebensowenig ist es Bestimmung der Sippenforschung, nun bloß Unterlagen der Vererbungswissenschaft liefern zu müssen, sondern Sippenforschung ist ein wissenschaftliches Gebiet für sich, bei dem die Geschichtsforschung, die Vererbungswissenschaft, die Bevölkerungswissenschaft Grenzgebiete sind, die mitbenutzt werden.

Die Triebfeder für diese Forschungsarbeit kann man vielleicht mit dem Trieb in die unbestimmte und ungewisse Ferne vergleichen, die unsere Vorfahren auf die Wanderschaft getrieben hat, um diese nebelhafte Ferne einmal selbst kennen zu lernen. Auch wir stoßen bei der Sippenforschung in unbekanntes Dunkel vor, das zwar zeitlich hinter uns liegt, das wir aber kennen lernen und erforschen wollen. Eine Sehnsucht nach Erforschung von etwas Unbekanntem ist in beiden Fällen das Gemeinsame. Dieser Trieb beseelt aber nicht gleichmäßig jeden Menschen, wir finden ihn bei Angehörigen der nordischen Rasse stärker entwickelt, als bei manchen anderen Rassen, trotzdem dieses Verlangen, etwas über seine Herkunft und seine Ahnen zu erfahren, ja zu den Urtrieben eines jeden Menschen gehört. Mangelnder Sinn für Familienforschung ist oft gepaart mit mangelndem Sinn auch für seine eigene Familie und seine Verwandte. Ein Urtrieb, der sonst jeden Menschen beseelt, ist verkümmert, häufig durch materialistische Einstellung und durch Egoismus.

Derjenige, der selbst niemals aktiv Familienforschung getrieben hat, kann auch nicht die Freude eines Familienforschers verstehen, der nach langem Suchen endlich einem seiner Ahnen auf die Spur gekommen ist, der kann auch nicht die ganze seelische Einstellung verstehen, mit der man die Jahrhunderte alten Kirchenbücher durchblättert, die allein schon Zeugen einer großen Vergangenheit



Bisher hat die NS-Volkswohlfahrt  
40 Jugendheimstätten errichtet.

sind, von Kriegen und Not, von Feuersbrünsten und Hochwasser und Unwetter erzählen können. Und Fernstehenden wird es auch unverständlich bleiben, daß jemand sich gern Entbehrungen auferlegt, und dann das ersparte Geld für Familienforschung ausgibt, oder daß jemand Jahrzehnte lang spart, um seine familiengeschichtlichen Arbeiten im Druck erscheinen zu lassen. Das ist nicht Eitelkeit, wie böswillige Leute behaupten, sondern etwas Selbstverständliches, daß wir das, was wir in mühsamer Arbeit in Jahrzehnten zusammengetragen haben, nun auch davor schützen wollen, daß es nach unserem Tode nun wieder in alle Winde zerstreut wird und verloren geht. Abgesehen davon bietet so eine gedruckte Familiengeschichte wiederum einen nicht zu unterschätzenden Rückhalt für spätere Forschungen, die vielleicht in ein oder zwei Generationen nach uns von unseren Nachkommen wieder aufgenommen werden. Wir retten das Andenken unserer Vorfahren über ihren Tod hinaus, vielleicht auf Jahrhunderte hinaus, auch wenn der ganze Besitz von ihnen zerfallen ist und sonst Nichts mehr an sie erinnert, dann kündigt noch die gedruckte Geschichte unserer Familie von der Toten Tatenruhe, wie es in der Edda heißt.

## Pro und Contra

**Diplom-Chemiker** — Neuordnung des Studiums der Chemie durch den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung; gültig ab 1. April 1939.

Die neue, im Zuge der Neuordnung des Studiums der akademischen Berufe vom Reichserziehungsminister erlassene Verordnung vereinheitlicht das Studium der Chemie in Deutschland und beseitigt insbesondere den bisherigen Unterschied zwischen der Ausbildung an den Technischen Hochschulen und der Ausbildung an den Universitäten, der sich besonders in der Art des Abschlusses des Studiums ergab.

An Universität und Technischer Hochschule ist die Mindeststudiendauer auf sieben Semester festgelegt; einheitlich erfolgt der Abschluß durch eine akademische Prüfung — „Diplom-Prüfung“ —, deren Bestehen mit der Verleihung des „Akademischen Grades eines Diplom-Chemikers“ verbunden ist.

Diese Einführung des „Diplom-Titels“ für Chemiker ist von besonderer berufspolitischer Bedeutung für diesen Berufsstand. Seit langem wurde in den Kreisen der Chemiker eine Regelung der Berufsausbildung an den Universitäten angestrebt dergestalt, daß das Studium einheitlich mit einer Staatsprüfung abgeschlossen werde, auf Grund deren eine einheitliche Berufsstandsbasis und der gesetzliche Schutz der Berufsbezeichnung „Chemiker“ ermöglicht würde. Bekanntlich ist die Bezeichnung „Chemiker“ ebenso wie „Ingenieur“ an sich freie Bezeichnung. Und in einem Gutachten hat s. Zt. der „Verein deutscher Chemiker“ sich folgendermaßen zu der Frage geäußert, daß — „solange ein gesetzlicher Schutz der Berufsbezeichnung Chemiker nicht vorhanden ist“ — die Entscheidung darüber, wer sich Chemiker nennen dürfe, in erster Linie nach der „Verkehrsüblichkeit“ zu treffen sei. Und: „Ausschlaggebend ist die Tatsache, daß ... folgende begriffliche Unterscheidung der einzelnen chemischen Berufskategorien Verkehrsüblich geworden ist: Chemiker = akademisch (d. h. auf Universität bzw. Technischer Hochschule) gebildet; Chemotechniker = auf Polytechniken und Fachschulen gebildet; Laborant = rein empirisch geschult.“ Der

„Verein deutscher Chemiker“ hatte ferner 1929 dem Reichswirtschaftsministerium einen „Entwurf zu einer Verordnung betr. die Berufsbezeichnung Chemiker“ eingereicht, durch den grundsätzlich diese Bezeichnung Personen zuerkannt werden sollte, die „den Dipl.-Ing. oder Dr.-Grad“ im Fache Chemie an einer deutschen Hochschule erworben haben.

Im Gegensatz zu dem Gesamt-Ingenieurkreis war im Kreise der Chemiker und der Chemischen Industrie durchaus die eindeutige Ansicht vorhanden, daß unter einem Chemiker grundsätzlich ein akademisch ausgebildeter Berufsträger verstanden wird und werden soll. In dem oben erwähnten Gutachten hat der „Verein deutscher Chemiker“ das auch ausgedrückt: „Diese reinliche Scheidung hat sich zuerst, ausgehend von der eigentlichen chemischen Industrie, auch in allen Industrien Bahn gebrochen, in denen Chemiker tätig sind. Sie ist auch von den Berufsvertretungen der Chemotechniker und Laboranten praktisch anerkannt, da diese längst darauf verzichtet haben, für Chemotechniker und Laboranten die Berufsbezeichnung „Chemiker“ zu beanspruchen.“

Diese klare Unterscheidung zwischen dem chemischen Spitzenberuf (Chemiker) und den fachschulmäßig ausgebildeten Berufsträgern (Chemotechniker) war in der Tat „verkehrsüblich“ geworden und wurde auch in der Industrie allgemein anerkannt. Das bezeugte auch das vom „Amt für Berufserziehung und Betriebsführung in der DAF.“ herausgegebene Buch: „Die Berufsaussichten der Chemiker“ (Dipl.-Ing. A. Bremhorst und Hans Budian; Leipzig und Berlin: B. G. Teubner 1937). Dort ist über die Frage „Wer ist Chemiker“ u. a. gesagt:

„Während in Hochschul- sowie in den beteiligten Fach- und Wirtschaftskreisen Zweifel über den Inhalt des Begriffs „Chemiker“ nicht mehr bestehen, sieht die Sache anders aus, wenn man Auffassungen landläufiger Art hört. Hier treten nicht nur Verwechslungen mit benachbarten und artverwandten Gruppen, wie Chemotechniker und Chemolaboranten, sondern auch solche mit Berufen völlig anderer Art (Apotheker, sogar Physiker usw.) auf. Eine der Ursachen ist die „Jugend des Berufes“, eine weitere dürfte in der fehlenden amtlichen Abgrenzung des Berufes zu finden sein. Und eine Folge hiervon und zugleich weitere Ursache der in weiten Kreisen bestehenden Begriffsverwirrung ist der noch immer — nicht zuletzt bei der weiblichen Gruppe des chemischen Laborpersonals — zu verzeichnende Drang, „mehr“ scheinen zu wollen. Ein falsch verstandenes Arbeitsethos, ein damit zusammenhängendes und im Grunde den betreffenden selbst schädigendes krankhaftes Geltungsbedürfnis verhindern zum Teil auch heute noch die für die Allgemeinheit wünschenswerte klare Berufsabgrenzung. Wünschenswert ... weil alle am Berufsleben interessierten Kreise das Recht auf restlose Begriffsklärung haben“ (Seite 12).

Diese Begriffsklärung wird (Seite 14) darin gesehen, daß unter „Chemiker“ Berufsträger verstanden werden, die „Chemie als Hauptfach studierten und ihr Studium abschlossen entweder mit

- a) einer Doktorpromotion oder
- b) dem Diplomzeugnis einer Technischen Hochschule.“

Die Ausbildung der Chemiker war bisher verschieden, je nachdem sie an der Universität oder der Technischen Hochschule erfolgte, auch an der Universität selbst ergaben sich Unterschiede hinsichtlich des Abschlusses.

Universität: Der Studienabschluß konnte mit der „Prüfung zum Nahrungsmittelchemiker“ oder der Doktorpromotion erfolgen. Verlangt wurde zu der (nur mündlichen) Vorprüfung als Nahrungs-

mittelchemiker der Nachweis eines sechssemestrigen Studiums (an U oder TH) und der Nachweis, „daß fünf Semester in chemischen Laboratorien (der U oder TH) gearbeitet war; nach bestandener Vorprüfung setzte eine praktische Vorbereitung von drei Semestern an einer staatlichen Anstalt zur technischen Untersuchung von Nahrungs- und Genußmitteln ein. Die Hauptprüfung ist eine „technische“ und eine „wissenschaftliche“; der „wissenschaftliche Abschnitt“ der Prüfung setzt das Bestehen des „technischen“ voraus.

Die Doktorpromotion setzt das Bestehen der sogenannten „Chemischen Verbandsprüfung“ voraus; diese Prüfung beruht auf einer Vereinbarung des „Verbandes der Laboratoriumsvorstände an Deutschen Hochschulen“ und bezweckt, daß sich nur genügend vorgebildete Studierende der Promotion unterziehen; die Prüfung soll „für die Studierenden ein Abschluß für die Vorbereitungsstudien sein“ (§ 2 der Bestimmungen). „Die Verbandsmitglieder dürfen nur solchen Studierenden, welche die Verbandsprüfung bestanden haben, ein Thema für eine chemische Doktorarbeit geben“ (§ 5). Die Promotion erfolgt als Dr. phil. mit dem Hauptfach Chemie, mit Physik als 2. Hauptfach und als Nebenfach ein mathematisches oder naturwissenschaftliches Fach, ferner Geographie, Staatswissenschaften (Änderungen möglich).

Technische Hochschulen: Das Studium und sein Abschluß sind denen der anderen Abteilungen bzw. Fakultäten angeglichen. Beispielsweise erfolgt an der TH Berlin die Ausbildung der Chemiker im Rahmen der „Fakultät für Allgemeine Wissenschaften“; die Studiendauer betrug bisher, wie die der anderen Fachgebiete, acht Semester, der Abschluß erfolgte durch die Diplom-Prüfung (Vor- und Hauptprüfung) und die Erteilung des „Akademischen Grades eines Dipl.-Ingenieurs“ (Dipl.-Ing.) Die Promotion setzt das Bestehen der Diplomprüfung und erfolgt zum Dr.-Ing.

Sehen wir von dem Sonderfall der Prüfung zum Nahrungsmittelchemiker ab, so stellt sich die bisherige Ausbildung der überwiegenden Zahl der Chemiker allgemein so dar, daß der Nachweis eines abgeschlossenen Studiums beim Universitäts-Chemiker der Dr.-Grad, beim TH-Chemiker der Dipl.-Ing.-Grad war. Daß dieser Unterschied in der Praxis vielfach zu verschiedener Bewertung führte, ist bekannt; so fand beispielsweise die Unterbewertung des Abschlusses an der TH durch die Diplom-Prüfung Ausdruck durch den Vorsitzenden des „Verbandes der Laboratoriumsvorstände“, der (1936) erklärte, daß der Abgang mit dem Diplomzeugnis einer TH eine für den Chemiker nicht vollständige Ausbildung sei!

Die Unterschiedlichkeit zwischen der U- und der TH-Ausbildung wird nun in Zukunft durch die Neuordnung verschwinden, die an der U den gleichen Abschluß wie an der TH bringt: Diplomprüfung und Akademischer Grad Diplomchemiker. An der TH verschwindet somit für Chemiker der „Dipl.-Ing.“, an der U wird der „Dipl.-Chem.“ eingeführt. Allgemein wird die Promotion als Voraussetzung den „Dipl.-Chem.“ haben.

Mit dieser Neuordnung dürfte dem Streben nach einem gesetzlichen Schutz der Berufsbezeichnung „Chemiker“ grundsätzlich für Personen mit abgeschlossener Hochschulbildung ein Ziel gesetzt sein, es wird künftig in praxi Chemiker und Diplom-Chemiker geben, so wie es Ingenieure und Diplom-Ingenieure, Kaufleute und Diplom-Kaufleute usw. gibt. Mit anderen Worten: die Bezeichnung „Chemiker“ unterliegt zunächst keinem rechtlichen Schutz und keiner Begrenzung auf einen bestimmten Personenkreis. Und sollte eine solche Eingrenzung eingeführt werden, so dürften ihre Grundlagen die sogenannten Chemieschulen oder chemische Abteilungen

der Fachschulen sein, so wie heute die technischen Fachschulen bereits die Bezeichnung „Ingenieurschulen“ führen.

Über die Auswirkung dieser Neuordnung in berufspolitischer Hinsicht wäre manches zu sagen, namentlich im Hinblick auf die Auswirkung des vor nunmehr vierzig Jahren eingeführten Diplom-Ingenieur-Grades. Hinsichtlich der Reform der Hochschulen („universitas!“) bedeutet aber diese Neuordnung eine weitere Angleichung zwischen TH und U.

Verlagerung im Ingenieurberuf — „Frankfurter Zeitung“ Nr. 147/148 vom 21. März 1939.

Ausgangspunkt der Erörterung ist die Feststellung, daß die Entwicklung der Nachwuchsfrage bei den Technischen Hochschulen und den Fachschulen verschieden verläuft: die Zahl der von den TH kommenden jungen Diplom-Ingenieure reiche zwar für den Ersatzbedarf aus, aber bei weitem nicht für den dringenden Erweiterungsbedarf; dagegen steige die Zahl der Studierenden an den Fachschulen. Damit verschiebe sich das Verhältnis Diplom-Ingenieure: Fachschulingenieure zu gunsten der letzteren. „Bisher betrug es bei allen Fachrichtungen insgesamt 1:4 (bei den Architekten und Hochbauingenieuren 1:8,7, bei den Maschineningenieuren 1:4,2 und bei den Vermessungsingenieuren 1:2). Da der Fachschulingenieur mit einundzwanzig Jahren fertig ist, heute aber oft die gleichen Chancen hat wie der Diplomingenieur, der mit fünf- und sechsundzwanzig Jahren in seinen Beruf eintritt, ist diese Verschiebung nach den Fachschulen hin verständlich. Sie kommt auch dem Bedürfnis der Wirtschaft nach möglichst raschem Ausgleich des Mangels an Ingenieuren entgegen. In vielen Fällen wird es sich auch von der Sache aus rechtfertigen lassen, daß Fachschulingenieure Funktionen erfüllen, die bisher in der Regel von Diplomingenieuren ausgeübt wurden; das bisherige Verhältnis 1:4 zwischen den beiden Gruppen kann zum Teil auch darauf zurückzuführen sein, daß manche Studierende in den Jahren der Krise hofften, mit einem längeren Studium eine bessere Chance im Berufsleben zu gewinnen und andere Bewerber aus dem Felde zu schlagen. Einen gehörigen Bestand an hochschulmäßig vorgebildeten Ingenieuren wird man freilich gerade in einer Zeit brauchen, in der auch im technischen Bereich vielfach neue Wege beschritten werden müssen, vor allem bei einer Disposition auf lange Sicht. Und im Hinblick darauf gewinnen auch alle Bestrebungen, den Zugang zum akademischen Studium zu erweitern, eine besondere Bedeutung.“

Ingenieur als Handlungsgehilfe — „Berliner Lokal-Anzeiger“ vom 24. März 1939 (Nr. 71 A).

„Wenn ein Ingenieur bei einer Firma als Angestellter tätig ist, so spielt es in verschiedener Beziehung eine erhebliche Rolle, ob er rechtlich als „Handlungsgehilfe“ im Sinne des § 59 des Handelsgesetzbuches anzusehen ist oder nicht. Zu dieser Frage ist eine neue Entscheidung des Reichsarbeitsgerichts (RAG 76/38 vom 2. November 1938) ergangen; in ihr wird folgender Grundsatz aufgestellt:

Wenn ein Ingenieur bei einer Handelsfirma mit der Aufgabe angestellt ist, durch seine technischen Fähigkeiten den Absatz der von der Firma vertriebenen technischen Erzeugnisse zu fördern, so ist er rechtlich als „Handlungsgehilfe“ zu betrachten.

Aus früherer Rechtsprechung ist dazu zu entnehmen, daß es nicht darauf ankommt, ob der Ingenieur auch eine kaufmännische Ausbildung genossen hat.“

Da diese neue Entscheidung ausdrücklich von einer „Handelsfirma“ spricht, so dürften damit technische Berufsträger rechtlich nicht als „Handlungsgehilfe“ anzusprechen sein, wenn sie in einer Industriefirma (Fabrikation) beispielsweise im „Vertrieb“ beschäftigt sind. Es

ist klar, daß der sogenannte Vertriebsingenieur ebenso „durch seine technischen Fähigkeiten den Absatz der von der Firma vertriebenen technischen Erzeugnisse“ fördern soll; aber ob nun der Vertriebsingenieur diese Tätigkeit bei einer „Handelsfirma“ (z. B. Exportfirma) ausübt oder in einem industriellen Werk: der Primat scheint uns doch sein Ingenieurberuf dabei zu sein. Auch die Entscheidung hebt hervor, daß seine „tech-

nischen Fähigkeiten“ für seine Tätigkeit maßgebend sind, daß also nicht das „kaufmännische“ im Vordergrund steht; er braucht ja nicht eine „kaufmännische Ausbildung“, um diese Tätigkeit auszuüben. Danach ist anzunehmen, daß für die rechtliche Einordnung die vorherrschende Tätigkeit maßgebend ist, wobei es also darauf ankommen dürfte, ob die Vertriebstätigkeit mehr kaufmännischer oder mehr technischer Art ist.

## Zu alt?

„... Es muß dabei einmal offen ausgesprochen werden, daß so manchen Stellen Ingenieure bereits als ‚alt‘ erscheinen, wenn sie 38 Jahre sind und Familie besitzen!... Es ist beschämend, wenn solche Männer 20 und 30 und noch mehr Bewerbungen hinaussenden, und wenn sie auf alle ihre Bemühungen in vielen Fällen nicht einmal eine — Absage bekommen!...“

So lesen wir in der<sup>1</sup> „Rundschau Deutscher Technik“ am Ende des sechsten Jahres nationalsozialistischen Herrschaft, durch deren Dynamik Deutschland eine grundlegende Wandlung auf allen Gebieten volklichen Geschehens erlebt hat, nicht zuletzt in seiner Wirtschaft. Ihre Wandlung ist gekennzeichnet durch die Tatsache: vor sechs Jahren rd. 8 Millionen Arbeitslose — heute Mangel an Arbeitskräften. Und trotzdem: Ingenieure im Alter über 38 Jahre „zu alt“, um in die Wirtschaft produktiv eingestellt zu werden? Also muß hier etwas nicht stimmen! Hier hat sich anscheinend eine Mentalität der Systemzeit in den Nationalsozialistischen Staat hinüber gerettet und fristet im Sektor der industriellen Wirtschaft und dem des technischen Berufskreises ein durchaus unberechtigtes Leben.

Man weiß das schon lange; allein, man mußte daran glauben, daß solche unnationalsozialistische Einstellung doch nur ein Rudiment sei, das sehr rasch mit der weiteren Entwicklung der Dinge völlig verschwinden würde. Daß dies nicht der Fall ist, zeigt obige Feststellung, zeigen die Erfahrungen älterer Berufskameraden aus jüngster Zeit. Demnach muß diesen Dingen mit allen Mitteln zu Leibe gegangen werden.

\*

Es war in der Systemzeit, als ein Dozent der Technischen Hochschule Stuttgart den Begriff „Berufstod“ in den deutschen Sprachschatz einführte und ihn folgendermaßen<sup>2</sup> faßte:

„... Sie werden in einem neuzeitlichen Betriebe kaum über die Vierzig hinaus noch angenommen werden können und müssen rechtzeitig auf Umstellung in andere Arbeitstätigkeiten bedacht sein. Ihr Geschick drückt sich darin aus, daß aus einem Beruf eine Beschäftigung werden muß. Die Betriebsleitung kann aber darin ein einfaches biologisches Gesetz erblicken, das heute überall die Leistungsfähigkeit des Menschen im Konkurrenzkampf in früheren Jahren zum Abschluß kommen läßt... Jeder muß seinem Berufstod fest ins Auge sehen können; das gilt für jedermann, auch den leitenden Posten.“

<sup>1</sup> Nr. 12 vom 23. März 1939, S. 4: Was heißt „Ehrenpflicht?“ von G. Himmler, Reichsberufswalter des NSBDT.

<sup>2</sup> Dr. Fritz Giese: Menschenbehandlung beim Büropersonal. — „Der Werksleiter“, Heft 5 — 1928. Vgl. „Technik und Kultur“ 19 (1928) 182.

So sah man 1928 die Wirkung und das Ziel der „Rationalisierung“, zu einer Zeit also, in der die deutsche Wirtschaft in einer Scheinblüte und vor dem Einsetzen der Wirtschaftskrise stand, in der dann diese Lehren eine ausgedehnte Anwendung fanden. Daß die Lehre vom „Berufstod“ nicht etwa eine private Meinung ihres Urhebers blieb, über die man deshalb zur Tagesordnung hätte übergehen können, zeigte eine im gleichen Jahre erschienene<sup>3</sup> „Denkschrift des Magistrats der Stadt Altona“, in der die Notwendigkeit der Errichtung einer „Technischen Hochschule an der Niederelbe“ nachgewiesen werden sollte. Dort wurde im Hinblick auf die soziale Lage des Berufsstandes der Diplomingenieure u. a. gesagt:

„... Der vielfach als Symptom für die Überfüllung technischer Berufe angeführte Abbau vieler älterer Ingenieure von über 40 Lebensjahren hängt sehr eng mit den Rationalisierungs- und Konzentrationsmaßnahmen zusammen. Auch wird dabei vielfach zu weit gegangen, und häufig spielt noch das Streben nach Verjüngung und Verbilligung des Personalbestandes mit. Der Nachwuchs besteht eben bei dem schnellen Tempo der Entwicklung heute schon sehr bald aus Männern, deren Wissen und Können frischer ist, als das der Vierzigjährigen, die, im Betriebe eingesponnen, nicht den letzten und neuesten Entwicklungen ihre volle Aufmerksamkeit haben zuwenden können. Ein Grund zur Behauptung der Berufsüberfüllung kann hierin keinesfalls erblickt werden. Im Gegenteil, man muß leider feststellen: der Verbrauch des Menschenmaterials geht in der technischen Industrie am schnellsten von allen Berufen vor sich.“

Man sieht: auch eine amtliche Stelle machte sich die Argumente des vorzeitigen „Berufstodes“ zu eigen, wenn sie auch mit einem Augenaufschlag den schnellen Verbrauch des „Menschenmaterials“ „leider“ feststellt. Und wir wissen, daß die Industrie in der Folgezeit sehr heftig die „Verjüngung“ und die „Verbilligung des Personalbestandes“ vorgekommen hat.

Die beiden oben mitgeteilten Äußerungen sind typisch für die Mentalität in der Systemzeit. Für die Zeit eines schrankenlosen wirtschaftlichen Egoismus, eines beherrschenden Materialismus, in dem der schaffende Mensch selbst zum „Material“ wurde.

<sup>3</sup> „Technik und Kultur“ 19 (1928) 148.

Um zu ermessen, was damals der Magistrat der Stadt Altona predigte, muß man sich die tatsächlichen Berufsverhältnisse der akademischen Ingenieure, der Diplomingenieure, klar machen. Günstig gerechnet, konnte der Diplomingenieur mit dem 25. Lebensjahr in den praktischen Beruf eintreten; er brauchte wenigstens drei Jahre, um sich einigermaßen eine Stellung in der Industrie zu erarbeiten, deren Einkommen ihm die Aussicht gab, eine Familie gründen zu können. In der Tat lag das Heiratsalter meist erst über dem 28. Lebensjahr. Mit dem abgeschlossenen 40. Lebensjahr sollte er dann reif dazu sein, seinem „Berufstod“ ins Auge sehen zu müssen. Nach rd. 16 Jahren Berufsarbeit sollte er soweit sein, dem „Nachschub“ das Berufsfeld überlassen zu müssen, dessen „Wissen und Können frischer ist“ als das seine, weil er, „im Betriebe eingesponnen“, nicht imstande war, „den letzten und neuesten Entwicklungen“ seine „volle Aufmerksamkeit“ zuzuwenden!

Man wird natürlich einwenden können, daß ja diese „letzten und neuesten Entwicklungen“ nicht etwa vom Himmel fallen oder normalerweise von irgend einer, dem technischen Berufe ganz fremden Seite kommen, sondern ja gerade von den im Berufe stehenden Ingenieuren stammen werden. Man wird weiter einwenden können, daß man normalerweise keinen Menschen von 40 Jahren jegliche Beweglichkeit des Geistes absprechen kann, und daß man in allen höheren Berufen gerade in diesem Alter anfängt, in die leitenden und verantwortlichen Stellen einzurücken.

Alles richtig, aber die Tatsachen jener Jahre sprechen dafür, daß man in weiten Kreisen sich die Argumente dieses „Berufstodes“ zu eigen gemacht hat. Man lehnte den Ingenieur über 40 als „zu alt“ ab. Das Alter war für die Ablehnung ausschlaggebend, auch wenn man vorsichtigerweise andere Gründe angab, sofern man überhaupt sich der Mühe unterzog, Gründe zu geben.

Nun muß man bedenken, daß der etwa 45 Jahre alte Diplomingenieur für seine Berufsausbildung fast 20 Jahre gelernt und studiert hat, um rd. 20 Jahre seinen Beruf auszuüben und dann gezwungen sein soll, den Beruf mit einer „Beschäftigung“ zu vertauschen! Und wenn er eine Familie gegründet hat, so sind seine Kinder gerade dann in der mit Kosten verbundenen Ausbildung, wenn er von der Berufsbühne abtreten soll.

So widersinnig also diese Dinge an sich sind, es ist eines der Kennzeichen einer widersinnig gewordenen Welt, sie in die Tat umgesetzt zu haben. Berufspolitisch gesehen: die Früchte sind nicht ausgeblieben; die Propagierung dieser Meinungen allein schon genügte, um den Nachwuchs, besonders den tüchtigen, davon abzuschrecken, den technischen Berufen sich zuzuwenden. Und in den letzten fünf Jahren der Systemzeit erhielt die Jugend praktischen Anschauungsunterricht darüber, daß solche Meinung nicht in der Theorie stecken blieb.

Wir wissen — und verschiedentlich und an verschiedenen Orten ist dem Ausdruck gegeben worden —, daß dieser Anschauungsunterricht noch bis in unsere Tage bei der Jugend nachwirkte. Wenn nun heute, da für die technischen Berufe mit mancherlei Mitteln bei der Jugend geworben wird,

in voller Öffentlichkeit festgestellt wird, daß offenbar die Praxis der Systemjahre auch noch nicht verschwunden ist, daß „so manchen Stellen Ingenieure bereits als ‚alt‘ erscheinen, wenn sie 38 Jahre sind und Familie besitzen“, so muß solches kaum ermunternd auf den tüchtigen Jungen wirken, einen Beruf zu erstreben, in dem er im besten und leistungsfähigsten Mannesalter gegebenenfalls als „alt“ abgelehnt werden könnte.

\*

Die allgemeine Lage auf dem Gebiete des Arbeitseinsatzes in Großdeutschland ist bekannt; sie wird insbesondere durch die kürzliche Erklärung von Staatssekretär Dr. Syrup gekennzeichnet, daß rd. 1 Million Arbeitskräfte zusätzlich eingesetzt werden könnten. Und in den letzten Nachweisen der Arbeitsämter wurde festgestellt, daß von den gemeldeten freien Arbeitsplätzen rd.  $\frac{1}{2}$  Million nicht besetzt werden konnte, und zwar ist dies der Fall vor der üblichen Frühjahrsbelegung.

Eine solche Wandlung, die der Nationalsozialismus in einem Lande der Arbeitslosigkeit in knapp sechs Jahren vollzog, ist nicht bloß erklärbar durch etwa organisatorische und finanzielle Maßnahmen der Arbeitsbeschaffung; sie ist vielmehr eine Funktion einer grundsätzlichen Umstellung: der Durchsetzung der nationalsozialistischen Weltanschauung auf allen Gebieten volklichen Lebens; eine Funktion einer wahrhaften, einer seelisch-geistigen Revolution. Diese hat allem Geschehen wieder eine organische Rangordnung gegeben und damit auch dem Wirtschaften die richtige Stellung zugeordnet. So daß nicht die „Wirtschaft unser Schicksal“ ist, sondern Dienerin am Volke, am gemeinen Besten.

Damit wurde die vom Liberalismus ausgegliederte Wirtschaft mit ihrem „Eigenleben“ und ihren „eigenen Gesetzen“ wieder in die gesamte Volkarbeit eingegliedert. So gewann jegliche Arbeit, die unter dem bestimmenden Gesetz des gemeinen Nutzes steht, sittlichen Inhalt, wurde aus einer Hantierung oder einer Beschäftigung zum Zwecke des Broterwerbs zur Berufsarbeit als ein nicht wegzudenkender Teil der Kulturarbeit im Dienste der Volksgemeinschaft.

Die Stellung des einzelnen Volksgenossen im Rahmen von Volk und Staat ergibt sich aus seiner gliedhaften, seiner organischen Verbundenheit mit der Volksgemeinschaft. „Organisch“ bedeutet aber mehr als funktionell, etwas anderes denn lediglich Abhängigkeit; es bedeutet lebendige Verbundenheit, gegenseitige Verpflichtung: die Gemeinschaft ist nicht ohne den einzelnen, aber der einzelne ist nicht ohne die Gemeinschaft.

Dieser wechselseitigen Verpflichtung hat der Nationalsozialismus in all seinen Äußerungen Ausdruck gegeben. So in der Verkündung des Rechtes auf Arbeit, welchem Recht aber auch die Verpflichtung zur Arbeit, zum Dienste an Volk und Staat gegenüber steht.

Ausdruck der Organik unseres Staates sind schließlich alle jene Maßnahmen, die bisher zur Regelung des Arbeitseinsatzes getroffen wurden. Sie dienen einerseits der Sicherstellung der Durchführung wichtiger Gemeinschafts- (Staats-) Aufgaben, zum anderen aber auch der Nutzung aller ver-

fügbaren Kräfte, und zwar der „wirkungsgradlichen“ Nutzung. In dieser Richtung liegen die vielfältigen teils durchgeführten, teils im Aufbau begriffenen Maßnahmen und Einrichtungen zur Berufserziehung, zur Förderung der Begabungen, zur sozialen und gesundheitlichen Betreuung u. a. mehr.

Der seiner Verwurzelung in der Gemeinschaft sich bewußte Volksgenosse, der nicht durch Krankheit oder Altersschwäche berufsbehindert ist, empfindet zu tiefst die innere Verpflichtung, sein Wissen, Können und seine Erfahrungen in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen, aktiv teilzuhaben an dem Aufbau des neuen Staates, an seiner kulturellen Arbeit und Aufwärtsentwicklung. Hier handelt es sich um mehr als um „Arbeitswilligkeit“, hier geht es um die Erfüllung seelischer Empfindungen und Sehnsüchte, um die innere Befriedigung, wahrhaft ein Glied der großen Organik zu sein und den tiefen Sinn des Lebens zu erfüllen.

Gerade seine nationalsozialistische Überzeugung muß den Einsatzfähigen dazu drängen, zum Einsatz zu kommen. Und man möge sich vergegenwärtigen, was es ihm bedeuten muß, lediglich deshalb abgelehnt zu werden, weil er „zu alt“ sei! Inmitten eines arbeitsfreudigen Volkes, das erfüllt ist von dem Bewußtsein, gewaltige Aufbauarbeit für eine schönere Zukunft des ganzen Volkes zu leisten, das durchdrungen ist mit kämpferischem Willen, in diesem großen lebendigen Körper ist er ein totes Glied ohne Funktion und damit zum Verkümmern verurteilt.

\*

Im Rahmen des Aufschwunges des gesamten volklichen Lebens nimmt der Sektor der industriellen Technik eine besonders hervorragende und entscheidende Stellung ein; und da die industrielle Technik zwangsläufig in ihrer Entwicklung von der Ingenieur- und Technik abhängt, nehmen diese mehr denn je eine Schlüsselstellung ein. Es besteht deshalb alle Ursache, diesem Umstand die vollste Beachtung zu schenken, alle Maßnahmen zu treffen, welche die Entwicklung von Ingenieur- und Technik fördern. Die Personenfrage steht dabei mit im Vordergrund, und es ist daher auch durchaus verständlich, daß der Mangel an technischen Kräften und die Nachwuchsfrage einen breiten Raum in den Erörterungen einnehmen, an denen auch sich mehrfach die Tagespresse beteiligte — nebenbei bemerkt: einer der bisher wenigen Fälle, daß sich die Tagespresse mit Fragen des technischen Berufsstandes eingehender beschäftigte und diese so in das Blickfeld der breiten Öffentlichkeit rückte.

In der Tat: Mangel an technischen Kräften und Schwierigkeiten in der Sicherstellung ausreichenden technischen Nachwuchses, das sind Fragen, die heute die Allgemeinheit stark berühren müssen. Festzustellen ist aber, daß in diesen Publikationen zwar durch auffällige Schlagzeilen — „Der Schrei nach Ingenieuren“ u. ä. — den Lesern versucht wurde, die Wichtigkeit des Problems vor Augen zu stellen, daß aber vielfach mit Zahlen operiert wurde, die wohl erschreckend wirkten, aber der Begründung entbehrten — und teilweise entbehren mußten. Die Gründe dafür sind früher hier ausführlich erörtert worden.

Fest steht: es herrscht Mangel an ausgebildeten technischen Kräften in allen Sektoren des tech-

nischen Berufskreises. Dieser Mangel gab Veranlassung, daß Maßnahmen getroffen wurden, die teilweise eine Einschränkung der Entschließungsfreiheit beider Partner des Dienstverhältnisses in sich schließen; führte neuerdings zu einer Anordnung des Beauftragten für den Vierjahresplan Generalfeldmarschall Göring: „diejenigen Kräfte einem zweckvolleren Arbeitseinsatz zuzuführen, die gegenwärtig noch in berufsfremder Beschäftigung stehen.“ Es sollen insbesondere Kräfte, die ihrer Ausbildung nach sogenannten „Mangelberufen“ zuzurechnen sind, in diese Berufe zurückgeführt werden; und zu diesen „Mangelberufen“ werden namentlich die technischen Berufe gerechnet.

Wo man hinhört: immer wird versichert, daß man Ingenieure suche, daß man aber keine erhalten könne; aber wie groß ist nun tatsächlich der Fehlbetrag? Und sind noch Reserven vorhanden in nennenswertem Ausmaß, auf die zurückgegriffen werden könnte?

Zahlen über den Fehlbetrag sind des öfteren genannt worden, sehr hohe Beträge teilweise, die nicht nachprüfbar sind, schon deshalb nicht, weil der gemeinte Personenkreis nicht eindeutig feststeht. Versteht man unter „Ingenieur“ die Summe der Fachschulabsolventen und der Diplomingenieure, so scheint wohl der Wirklichkeit die neuerliche Schätzung am nächsten zu kommen, die von einem Fehlbetrag von 18000 Ingenieuren spricht. Nimmt man das Zahlenverhältnis Diplomingenieure: Fachschulingenieuren mit 1:5 an, eine wohl berechtigte Annahme, so würden heute rd. 3000 Diplomingenieure im Arbeitsprozeß fehlen.

Uns interessiert naturgemäß hier der „Sektor Diplomingenieure“ im technischen Berufskreis in erster Linie. Für diesen Sektor kann als sicher gelten, daß der Bedarf an Nachwuchs für die nächsten Jahre, soweit es sich um den Ersatz des natürlichen Abganges handelt, aus der derzeitigen Frequenz der Technischen Hochschulen gedeckt wird. Aber nicht mehr, so daß einerseits der Bedarf ungedeckt bleibt, der durch die weitere technisch-industrielle Entwicklung zusätzlich notwendig wird, und andererseits der heutige Fehlbetrag in den nächsten Jahren nicht ausgeglichen werden kann.

Mit diesen Tatsachen ist zu rechnen. Verwaltungen und Wirtschaft, die den Mangel an Diplomingenieuren empfinden und diesem Empfinden vielfach beredten Ausdruck geben, haben deshalb alle Ursache, auch von sich aus alles zu tun, um den Nachteilen soweit als möglich zu begegnen, die sich aus dem Mangel ergeben müssen. Es ist auch für relativ kürzere Zeit nicht damit getan, nun den Mangel durch die Überlastung der vorhandenen Kräfte auszugleichen zu versuchen. Diese Überlastung wird sehr bald den Mangel nur noch verstärken, sie bedeutet Raubbau an wertvollster Arbeitskraft. Es ist ja nicht so, daß früher in der Industrie die Kräfte nur teilweise „ausgenützt“ worden sind, grob gesagt, ein etwas „bequemes“ Leben führten. Eine noch stärkere Belastung muß, so freudig und pflichtbewußt sie auch im Interesse von Volk und Staat übernommen wird, über kurz oder lang sich rächen und zu einem teilweisen oder gänzlichen Ausfall wertvollster Arbeitskraft führen. Gerade der Mangel an Diplomingenieuren muß Anlaß geben, die arbeits-

fähigen Kräfte „pfleglich“ einzusetzen, um nicht den zeitweisen und dauernden Fehlbetrag noch zu vergrößern.

Dazu gehören zwei Maßnahmen, die jetzt im Vordergrund stehen müssen:

1. der Einsatz der Diplomingenieure an nur jenen Stellen, die eine technisch-wissenschaftliche Ausbildung wirklich verlangen, und
2. der Einsatz aller noch verfügbaren Diplomingenieure unter ausschließlicher Berücksichtigung ihrer Arbeitsfähigkeit ohne Ansehens ihres Alters.

\*

Es ist unbekannt, wie stark zahlenmäßig die noch ausgeschaltete Gruppe der „älteren“ bzw. „zu alten“ Diplomingenieure heute ist; wir haben bekanntlich — im Gegensatz zu anderen akademischen Berufsständen — überhaupt kein einwandfreies Bild über die Zusammensetzung dieses (sicher doch nicht unwichtigen) Berufsstandes, über den die nächste Volks- und Berufszählung erstmals Klarheit schaffen dürfte. Daß aber noch nicht eingesetzte Kräfte vorhanden sind, steht fest; ebenso, daß es vornehmlich das „Alter“ ist, weswegen sie nicht eingesetzt wurden. Aber, ob es nur wenige oder mehr sind, es geht heute darum, jede Arbeitskraft zu nutzen, abgesehen von den schon dargelegten ideellen Gründen.

Wir sehen die starke Nachfrage nach Diplomingenieuren, und wir beobachten dabei, daß Verwaltungen und Industrie vornehmlich jüngere Kräfte verlangen. Greifen wir eine Ausgabe der „Rundschau Deutscher Technik“ heraus, beispielsweise Nr. 11, vom 16. 3. 1939, so finden wir dort, daß von den Stellenangeboten sich 74 ausdrücklich auf Diplomingenieure beziehen, und davon 38 Anzeigen, also 51 v. H., auf „jüngere“ und „junge“ Diplomingenieure. Ohne Altersangabe waren 36 Anzeigen (49 v. H.) und „ältere“ Diplomingenieure wurden überhaupt nicht verlangt.

Man wird einwenden: in den (49 v. H.) Anzeigen ohne Altersangaben stecken Nachfragen nach „älteren“ Kräften; denn in diesen Anzeigen wird ja vielfach „langjährige“ Praxis bzw. werden „reiche Erfahrungen“ verlangt, die doch ein höheres Alter voraussetzen. Abgesehen davon, daß „langjährig“ und „reich“ relative Begriffe sind, gehen die praktischen Erfahrungen doch dahin, daß man diese Erfordernisse durchaus nicht mit einem gereiften Alter verbindet; wir haben schon öfter Anzeigen gelesen, in denen recht reichliche Ansprüche an Praxis und Erfahrungen, namentlich spezialistischer Art, gestellt wurden und bei denen ausdrücklich das zulässige Alter mit weit weniger als 30 Jahren angegeben war.

Wir kennen die Bedenken, welche die Unternehmen und die Verwaltungen gegen den Einsatz der älteren Diplomingenieure haben: Mangelndes Einfühlungsvermögen; Unzuträglichkeiten bei notwendiger Unterordnung unter jüngere Vorgesetzte; geringere Aussichten auf längere Arbeitsfähigkeit; Schwierigkeiten, das heutige Arbeitszeitmaß mitzuhalten; mangelnde Vertrautheit mit der neuesten Entwicklung auf einem bestimmten Spezialgebiet u. a. m. Unausgesprochen bleibt der besondere Grund: die Bezahlung, die vielfach durch Tarife mit

dem Alter gekuppelt ist (namentlich bei den Verwaltungen).

Demgegenüber wäre auszusprechen, daß man in keinem anderen Berufe einem Manne zwischen 40 und 60 Jahren die Fähigkeit abspricht, in seinem studierten Berufe sich in neue Entwicklungen einzuarbeiten usw. Vielmehr schätzt man in diesem Alter die Paarung zwischen geistiger Kraft und der gereiften Lebenserfahrung, und deshalb erreichen gerade in diesem Lebensalter die Träger dieser Berufe die verantwortungsvollsten und leitenden Stellungen. Was für den juristischen Berufsträger, sei er Richter, Anwalt oder höherer Verwaltungsbeamter, was für den Arzt, den Offizier und andere gilt, hat auch für den Diplomingenieur Geltung. Aber gesagt muß werden: nicht handelt es sich um die „Unterbringung“, gewissermaßen um eine Beschäftigung „mitleidenshalber“, um ein „Gnadenbrot“; sondern: die älteren Diplomingenieure wollen ihr volles Maß an Pflichten gegenüber Volk und Staat erfüllen durch die tätige Mitarbeit an den heute in so reichem Ausmaß gestellten Aufgaben, aus der von ihnen zu tiefst empfundenen Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft heraus!

Dipl.-Ing. K. F. Steinmetz.

## Literatur

### Neue Bücher:

Strauß, Ing. Dr. Walter: *Liliputbahnen*. Ein Überblick über Personen befördernde Miniaturbahnen mit einem Anhang über bemannte Schiffsmodelle. — Darmstadt: Verlag Kiehler 1938. 362 Abbildungen, 1 Zweifarbentafel, 44 Tabellen. Geb. 12,—RM.

Die Eisenbahn hat stets ein nie versagendes Interesse bei jung und alt gefunden. Man fährt gern mit ihr, man staunt immer wieder ihren Betrieb mit den verwirrend vielen Weichen, Signalen, Bahnhöfen, Brücken und Kunstbauten an, vor allem reizt aber die Lokomotive in ihrem verschiedenartigen Aufbau und mit dem klaren Spiel ihrer Glieder zur Betrachtung und auch zum Nachdenken. Eine Fahrt auf der Lokomotive hat wohl einem jeden, der irgendwie ein Verständnis für technische Dinge hat, als frommer und nur wenigen Auserwählten erfüllter Wunsch von früher Jugend an vorgeschwebt. Unsere deutsche Jugend muß sich mit der Spielzeugeisenbahn begnügen, die auch Vater und Großvater noch gerne in die Hand nehmen; in England und Amerika ist man schon weiter. Dort werden von begeisterten Anhängern dieses schönen Verkehrsmittels Liliputbahnen selbst gebaut und betrieben, die wir nur bisher gelegentlich in unseren deutschen Ausstellungen betrachten und benutzen können.

Das vorliegende prächtig ausgestattete Werk des durch seine volkstümlichen, auch in dieser Zeitschrift besprochenen Schriften („Technik und Kultur“ 16 [1925] 33; 19 [1928] 120) über die Eisenbahn in weiten Kreisen bekannten Verfassers hat es sich zur Aufgabe gestellt, dieses hübsche Abbild der Wirklichkeit bei uns mehr zu verbreiten und vor allem die reifere Jugend und ihre Betreuer anzuregen, gleichfalls ihre Bastelkunst an diesem Gegenstand zu versuchen. Es ist allerdings keine kleine Aufgabe, eine richtiggehende Lokomotive in wahrheitsgetreuer Verkleinerung mit allen ihren Einzelheiten nachzubauen, aber mit Geduld und unter richtiger Anleitung dürfte wohl eine kleine Arbeitsgemeinschaft von für die Technik begeisterten Jungen so etwas zustande bringen. Vor allem sollten die Lehrlingswerkstätten unserer Maschinenbauindustrie einmal damit einen Versuch machen. Sie dürften in ihren Angehörigen sicher begeisterte Arbeiter finden und manchen anregen, sich später weiter auf diesem Gebiet zu betätigen.

Der Verfasser führt uns mit sehr schönen Abbildungen eine große Reihe englischer Liliputbahnen vor, die vielfach von einzelnen Bastlern in jahrelanger Arbeit erbaut sind und in den großen Parks als „Garden Railways“ zur Personenbeförderung betrieben werden, dann aber auch Kleinstrassenbahnen, die in den öffentlichen Verkehr

gestellt sind. Wir sehen diese in verschiedener Größe mit Wagen, auf denen man nur rittlings sitzen kann, bis zu solchen mit richtigen Sitzen, wie wir sie von unseren Ausstellungsbahnen kennen. Über Spurweite, Gewicht, Abmessungen, Betriebsdruck und Leistung findet der Fachmann alles Wissenswerte, leider fehlen ein Konstruktionsbeispiel und vor allem auch Angaben über die Herstellungskosten, die wohl nicht gering sein dürften, immerhin aber doch mit Rücksicht auf den vorzüglichen Lehrzweck erschwingbar.

Am Schluß sind die in Deutschland laufenden Liliputbahnen beschrieben und als Gegenstück die Liliputflotte, die von der Potsdamer Schiffmodellbauschule gebaut wird und auf unseren Gewässern schon größtes Aufsehen erregt hat. Die erzieherische Bedeutung solcher Bastelarbeit wird ja gerade heute in steigendem Maße anerkannt, wie wir an dem Jugend-Wettbewerb für Modellflugzeuge sehen. Das schöne Buch gibt die Anregung, auch die Eisenbahn in diese Bastelarbeit einzuziehen, und damit die Jugend immer mehr mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß eine hochstehende Technik für Deutschlands Weltstellung und Weltgeltung von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Prof. Dipl.-Ing. Carl Weihe.

**Gildehus, Jan:** Der Stellenwechsel. Die Stellenbewerbung im technischen Beruf. Ein Ratgeber für das Fortkommen im technischen Beruf. — Leipzig: Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung 1938. 48 Seiten. Kart., —80 RM.

Das Schrifttum kennt sehr viele „Ratgeber“, die sich dem Stellensuchenden, insbesondere im technischen Berufskreis, anbieten, um ihm die Bewerbungen zu erleichtern, ihm Winke zu geben, wie eine Bewerbung abgefaßt werden soll, damit sie berücksichtigt wird, formgerecht ist usw. Man nimmt im allgemeinen eine Neuerscheinung auf diesem Gebiet mit Skepsis in die Hand; die vorliegende Schrift aber kann man empfehlen. Sie ist aus der Praxis heraus unter Auswertung reicher Erfahrung verfaßt, ihre Ratschläge und besonders die Beispiele treffen den Kern der Dinge. Die Schrift erfüllt ihren Zweck; nach wie vor ist der technische Berufsträger, mehr als andere Berufe, auf den Wechsel der „Firma“ angewiesen, wenn er „vorwärtskommen“ will; die Ratschläge des Verfassers können ihm dabei eine wirksame Hilfe sein.

Schg.

#### Zeitschriften:

**Geist der Zeit. Wesen und Gestalt der Völker** (Neue Folge von „Hochschule und Ausland“). Organ des Deutschen Akademischen Austauschdienstes. — Berlin: Herbert Stubenrauch Verlagsbuchhandlung. 17. Jahrgang, März 1939, Seiten 145 bis 218.

Das Märzheft enthält folgende Aufsätze; Baron J. Evola (Rom): „Gralsmysterium und Kaisergedanke“; Dr. H. W. Hagen: „Goethe im Geisteskampf der deutschen Gegenwart“; Dr. Cl. Schrepff: „Mutterglaube in der antiken Welt“; Dr. A. Kukos (Athen): „Deutschland und der griechische Geist“; Dr. A. Closs (Bristol): „Erwin Guido Kolbenheyer“. In dem stets interessanten Abschnitt „Zwischen den Völkern“ sind besonders beachtlich die Berichte über Denis de Rougemonts „Deutsches Tagebuch“ und „General Fuller über Demokratie“. Reichhaltig die Buchbesprechungen.

— April 1939, Seiten 219 bis 306.

Das große Geschehen: das Ende der Tschecho-Slowakei und die Errichtung des Protektorates Böhmen findet im Aprilheft seine Würdigung zunächst durch einen zusammenfassenden Aufsatz von Heinrich Rogge: „Die deutsche Lösung der tschechischen Frage“. Der Verfasser, Professor für Völkerrecht und Rechtsphilosophie an der Universität Berlin legt die „volksgeschichtlichen Voraussetzungen“ dar: das tausendjährige Zusammenleben von Deutschen und Tschechen im böhmisch-mährischen Raum, um dann die bisherigen „Lösungsversuche der tschechischen Frage“ aufzuzeigen,

die mißlingen und schließlich zu der deutschen Lösung führten: die Einfügung der Tschechen als große Minderheit in das Großdeutsche Reich mit der — der nationalsozialistischen Weltanschauung entsprechenden — grundsätzlichen Achtung ihres Volkstums, also unter Verzicht auf eine „Germanisierung“ der Tschechen.

Dem „Apostel der Slawen“ — J. G. Herder —, dessen geistige Leistungen noch der Erforschung hinsichtlich ihrer Auswirkung bei den europäischen Völkern harren, widmet Konrad Bittner einen Aufsatz „Herder und die Tschechen. Von der Erweckung über die Zersetzung bis zur beginnenden Neuformung der tschechischen Volkstumsidee“ (1. Teil).

Die Rückkehr des alten Österreich in das Reich, die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Ungarn und neuerdings zu Rumänien, dem alten Schicksalsstrom Donau folgend, richtet das Augenmerk heute wieder stärker nach dem Südosten Europas. Franz Ronneberger trägt dem Wunsche nach einer genaueren Kenntnis der Strömungen politischen Denkens der Völker in diesem Raume Rechnung durch einen aufschlußreichen Aufsatz „Die Wandlung des Südostens in der europäischen Politik“. Eine gute und willkommene Ergänzung sind die „Eindrücke aus Südslawien“, Kulturpolitische Reisenotizen von Franz Thierfelder, sowie die „Betrachtung über die Welt und über das Leben im südslawischen Volkslied“ von Sava D. Zeremski. Und schließlich bringt uns Georg Gunesch das Volk der Rumänen näher durch seine Abhandlung „Die rumänische Nationalidee vor dem Weltkrieg“.

In Fortsetzung der im Jahrgang 1938 begonnenen Darstellung über „Goethes Einfluß in fremden Literaturen“ macht uns Jevto Milović in dem Abschnitt des Heftes: „Zwischen den Völkern“ durch einen Aufsatz „Goethes Einfluß auf die serbokroatische Literatur“ mit der Wirkung Goethes im südöstlichen Raum bekannt.

**Technische Mitteilungen Krupp.** Technische Berichte. Herausgegeben von der Fried. Krupp Aktiengesellschaft, Essen. 7. Jahrgang, Heft 2, April 1939, Seiten 15 bis 44.

Das vorliegende Heft enthält folgende Abhandlungen:  
1. Anwendung der Auftragsschweißung für Ausbesserungsarbeiten und für Neufertigung. Von K. L. Zeyen. — Vf. zeigt (durch 30 Abbildungen wirksam erläutert) die Befruchtung der Auftragsschweißung von der Entwicklung neuer Schweißzusatzwerkstoffe, ebenso wie die Verbindungsschweißung; die erzielten Fortschritte ermöglichen vielfach eine wirtschaftlichere Fertigung als bisher, und nebenbei ergeben sich Werkstoffeinsparungen.

2. Sparstoffarme, nichtrostende und säurebeständige Stähle in der chemischen Industrie. Von W. Tofaute. — Vf. gibt zunächst in zwei Übersichten Zusammenstellungen über die Zusammensetzung und mechanische Eigenschaften der nichtrostenden Chromstähle sowie nichtrostenden und säurebeständigen Chrom-Nickel- und Chrom-Mangan-Stähle. Sodann werden, ausgehend von Verfahren der chemischen Industrie, Anwendungsmöglichkeiten (mit zahlreichen Bildern) dieser Stähle besprochen als Austausch besonders für Kupfer, Nickel, Bronze. Schließlich erörtert Vf. den bereits möglich gewordenen Ersatz der nickelhaltigen und damit stärker devisa-behafteten nichtrostenden und säurebeständigen Stähle durch nickelfreie bzw. nickelarme Stähle. Im einzelnen sind folgende Arbeitsgebiete der chemischen Industrie behandelt: Zellstoffherstellung, Kali- und Zuckerindustrie, Nahrungsmittelindustrie.

3. Ausschnitt aus dem Feineisenwalzwerksbau des Grusonwerks. Von E. Kästel, Magdeburg (mit 18 Abbildungen).

4. Die Beurteilung der Betriebsbedingungen eines Kupolofens. Von H. Jungbluth und F. Stäblein (5 Schaubilder, 1 Zahlentafel).